

Besprechungen = Comptes rendus

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Traverse : Zeitschrift für Geschichte = Revue d'histoire**

Band (Jahr): **8 (2001)**

Heft 1

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LITERATUR ZUM THEMA COMPTES RENDUS THEMATIQUES

HARTMUT LEHMANN (HG.)
**HISTORIKERKONTROVERSEN
MIT BEITRÄGEN VON DORIS BER-
GEN, HELMUT BÖHME, ROGER
CHICKERING, ANNE LISE THIMME,
CARL E. SCHORSKE UND FRITZ
STERN**

WALLSTEIN, GÖTTINGEN 2000, 192 S., DM 28.–

Mit dem vergleichsweise jungen Göttinger Wallstein-Verlag zeichnet sich ein erfreulicher Zugewinn in der deutschen Verlagslandschaft ab. Schwerpunktthemen bilden Studien zur jüdischen Geschichte und zum Nationalsozialismus. Als eigene Schriftenreihe erscheinen darüber hinaus die Tagungsbände der «Göttinger Gespräche zur Geschichtswissenschaft» (GGG) des Max-Planck-Instituts für Geschichte. Der jüngst erschienene zehnte Band befasst sich mit dem Thema der «Historikerkontroversen».

Vier Beiträge beschäftigen sich mit konkreten historiografischen Kontroversen, eine Auswahl, die bereits ein Schlaglicht auf die Mannigfaltigkeit von wissenschaftlichen Disputen wirft. In Roger Chickerings Aufsatz steht der Historiker Karl Lamprecht und sein Konzept der Kulturgeschichte im Mittelpunkt, Annelise Thimme zeichnet die Kontroverse um einen historischen Akteur, den Politiker Gustav Stresemann, in den Jahren 1929 bis 1979 nach, Helmut Böhme und Doris L. Bergen setzen am historischen Gegenstand an: Ersterer am Beispiel der Neuinterpretation des 1. Weltkriegs durch Fritz Fischer, Bergen an den Kontroversen um den Holocaust, wie sie 1996 im Zusammenhang mit Daniel J. Goldhagens Buch *Hitler's Willing Executioners* aufflammten.

Defizitär, so der Herausgeber Hartmut Lehmann in seiner Einführung, sei bislang die Analyse von historiografischen Kontroversen in ihren Auswirkungen auf den Arbeits- und Erkenntnisprozess in der Geschichtswissenschaft. So wäre etwa zu fragen, inwieweit sich aus dem wissenschaftlichen Disput Rückschlüsse auf die wissenschaftliche Kultur in einer Disziplin gewinnen lassen und welche Bedeutung Kontroversen für die zeitgenössische Öffentlichkeit haben.

Lehmann beantwortet diese Fragen indirekt selbst, wenn er am Beispiel der Lutherkontroverse der 1960er-Jahre drei unterschiedliche Argumentationsebenen unterscheidet. Auf einer ersten Ebene wurde hier um die Frage der Quelleninterpretation gestritten: Hat Luther am 31. Oktober 1517 seine Thesen selbst an die Wittenberger Schlosskirche angenagelt oder auf dem «Dienstweg» an seine Vorgesetzten verschickt? Tatsächlich handelt es sich hierbei keineswegs um eine Marginalie, sondern – auf einer zweiten Interpretationsebene – um die Konstituierung von zwei völlig divergierenden Lutherbildern: Theologischer Revolutionär, der bewusst den Bruch mit der alten Kirche sucht oder Reformkatholik, der seiner Kirche weiterhin dienen möchte. Die Heftigkeit, mit der die Debatte geführt wurde, wird jedoch nur vollends verständlich, wenn man eine dritte zeitgenössische Ebene mit berücksichtigt, das heisst die Diskussion um den Reformkatholizismus mit dem Vaticanum II zu Beginn der 1960er-Jahre. Lehmann streift mit diesem Beispiel zwei wichtige Herausforderungen, die man allerdings als dezidiert formulierte Fragen vermisst:

Was löst wann eine Kontroverse aus und welche gesellschaftspolitische Rolle spielt der Historiker in ihr?

Es ist der Aufsatz von Helmut Böhme zur Entwicklung einer bundesdeutschen Zeitgeschichtsschreibung am Beispiel der Fischer-Kontroverse, der sich diesen Überlegungen stellt. Sorgfältig legt Böhme den historischen Kontext dar, innerhalb dessen Fritz Fischers (angedeutete) These von der Kontinuität deutscher Aggressions- und Expansionspolitik zu einer Kontroverse von besonderer Härte führte, an deren Ende der historiografische Abschied vom Historismus und dem Primat der äusseren Politik und die Hinwendung zur Historischen Sozialwissenschaft stand.

Kontroversen – so lässt sich an Böhmes Ausführungen anknüpfend schlussfolgern – müssen in ihrer Entstehung, ihrem Verlauf und ihrem Ergebnis in Abhängigkeit von dem jeweiligen historischen Kontext gesehen werden, wobei Kontext hier zweierlei meint. Erstens das Selbstverständnis der deutschen Geschichtswissenschaft nach 1945. Die Kontroverse markiert den Bruch des Konsenses der Nachkriegshistoriker. Fischers These, Hitler sei kein «Betriebsunfall» gewesen, stellte nicht nur die hinsichtlich des Nationalsozialismus pfleglich konstruierte Diskontinuität deutscher Geschichte in Frage, sondern auch die Bemühungen, unter Rückgriff auf den Freiherrn von Stein, die Befreiungskriege, 1848 und Bismarck positiv besetzte Kontinuitätslinien nationaler Tradition und demokratischen Erbes in Deutschland in besonderer Weise aufzuwerten. Kontext meint zweitens die politischen und wirtschaftlichen Entwicklungslinien der jungen Bundesrepublik in den 50er- und 60er-Jahren. Fischers Thesen waren bekanntermassen keineswegs in allen Teilen neu, doch erst vor dem Hintergrund unter anderem des Endes der Ära

ersten industriellen Strukturkrise, der Grossen Koalition, die «mehr Demokratie» wagen wollte, oder der APO entwickelten sie ihre damals aktuelle Sprengkraft. Die Fischer-Kontroverse zeigt sich damit als eine zutiefst politische Schlüsseldebatte, die eine bundesrepublikanische Umbruchphase – das Ende der Nachkriegszeit – widerspiegelt.

So klar Böhmes Analyse der politischen Dimension der Fischer-Kontroverse ist, so deutlich tritt in seinem, wie auch den anderen deutschen Beiträgen das Unbehagen mit der «geschichtspolitischen» Rolle des Historikers hervor. Wie anders ist die eigentümliche Frage Hartmut Lehmanns zu verstehen, ob historiografische Kontroversen konstitutiv für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess sind oder kontraproduktiv auf ihn einwirken? Roger Chickering reagiert denn mit der Gegenfrage, was wissenschaftlicher Fortschritt überhaupt meint, ein intelligenter oder nur diplomatischer Kunstgriff, der letztlich einer klaren Beantwortung aus dem Wege geht. Erklärlich wird auch das düstere Szenario, das Böhme von der gegenwärtigen und zukünftigen deutschen Geschichtswissenschaft entwirft. Er meint hier das Wiedererstarken einer machtpolitisch argumentierenden Tradition konstatieren zu müssen: Die Geschichtswissenschaft degeneriert zum Dienstleister einer neu-nationalen Politik mit der Aufgabe, nationale Identität zu regenerieren. Ohne Frage ist die stete kritische Reflexion einer deutschen historiografischen Tradition wichtig, deren «ideologisch-apologetischer Charakter» (138) nicht zuletzt in der Weltkriegskontroverse blossgelegt wurde. Doch scheint hinter diesem durchaus legitimen Unbehagen der deutschen Autoren gegenüber einer «politischen Argumentation im historischen Gewande» noch mehr zu stehen. Im Kern geht es um das Selbstbild des Historikers und seiner



gesellschaftspolitischen Funktion, kontextabhängige Deutungsmuster zu entwerfen, Geschichte zeitbedingt zu interpretieren. Man muss kein Apologet der Postmoderne sein, um die Auffassung zu teilen, dass die Geschichtswissenschaft temporäre, auf die jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Bedürfnisse abgestimmte, sich entsprechend wandelnde Deutungsangebote macht, mithin *per se* politisch ist. Auch die deutsche Sozialgeschichte in ihrer Konzentration auf «Struktur» und «Begriffe» hob sich – dies wird wohl unbestritten sein – nur scheinbar von politischen Tagesfragen ab.

Es bleibt bezeichnenderweise dem amerikanischen Historiker Carl E. Schorske in seinem Nachwort vorbehalten, die gesellschaftspolitische Rolle des Historikers in ihrer Bedeutung und ihren Grenzen zu bejahen. Anhand der Kontroversen um die Sklaverei in den Vereinigten Staaten seit 1959 zeichnet Schorske den Prozess der sich stets mit der gesellschaftlichen Entwicklung wandelnden «value-demands of a new present» (186) als Herausforderung an die Geschichtswissenschaft nach. Mit grosser Unbefangenheit benennt Schorske aber darüber hinaus die damit verbundene, ganz konkrete politische Aufgabe der Historiker, die er in direkte Parallele zu den Juristen setzt, nämlich den «Kampf» um die Demokratisierung der Bürgerrechte.

Die besonders anregende Nachlese der Lektüre dieses Tagungsbandes ergibt sich demnach nicht zuletzt aus dem, was er nicht leistet: die bewusste Auseinandersetzung mit dem politischen Selbstverständnis des Historikers. Hier öffnet sich ein weites Diskussionsfeld, das gerade Vertreter der auch in diesen Beiträgen viel gescholtenen Kulturwissenschaften beackern sollten, damit sich die Cassandra-rufe eines Helmut Böhme nicht erfüllen.

Barbara Weinmann (Berlin)

**RAINER MARIA KIESOW,
DIETER SIMON (HG.)
AUF DER SUCHE NACH
DER VERLORENEN WAHRHEIT
ZUM GRUNDLAGENSTREIT IN
DER GESCHICHTSWISSENSCHAFT**

CAMPUS, FRANKFURT 2000, 171 S., FR. 28.80

Rainer Maria Kiesow und Dieter Simon boten 1999 im *Rechtshistorischen Journal* verschiedenen Historikerinnen und Historikern Gelegenheit, zum Thema «Krise des Forschungsparadigmas der Geschichtswissenschaft» Stellung zu nehmen. Mit dieser schriftlichen Konferenz zur Wahrheitsfähigkeit und Wissenschaftlichkeit der Geschichtswissenschaft bezogen sie sich auf die Provokationen kulturgeschichtlicher Forschungsansätze und postmoderner Theorien, wie sie in neueren Veröffentlichungen von Roger Chartier, Richard J. Evans und Hans-Ulrich Wehler diskutiert werden. Die Arbeiten von Chartier, Evans und Wehler bilden denn auch die Intertexte der eingegangenen Aufsätze, die jüngst – ergänzt um ein Vorwort von Kiesow – in Buchform wieder veröffentlicht wurden.

Die Kurzbeiträge bieten ein schillerndes Deutungsspektrum geschichtswissenschaftlicher Entwicklungen in den letzten 30 Jahren. In den meisten Fällen wird, dies sei vorweggenommen, das Pathos der Krisenbeschwörung nicht geteilt, das im Vorwort zum Ausdruck kommt. Die Mehrzahl der Autorinnen und Autoren kommt zum Schluss, ihr Fach befinde sich in bester Verfassung und sei daran, sich produktiv zu vervielfältigen. Weitergesponnen wird in den Beiträgen jedoch die im Hintergrund angelegte Entgegensetzung von – wahlweise – historischer Sozialwissenschaft und Kulturgeschichte, Gesellschaftstheorien der Moderne und den Herausforderungen der Postmoderne, sich empirisch bescheidender Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie. ■ 125

Obwohl die Herausgeber in ihrer Diskussionsvorgabe das geschichtswissenschaftliche «Forschungsparadigma» im Singular anführen, orten die Autorinnen und Autoren dabei die Forschungsgrundlagen der Geschichtswissenschaft und entsprechend auch die Ansatzpunkte für eine Krisendiskussion auf unterschiedlichen Ebenen.

Wie der Titel erwarten lässt, kreisen einige der Beiträge um die erkenntnistheoretischen Fundamente der Geschichtswissenschaft. Egon Flaig sieht im von Hayden White vertretenen *linguistic turn* und in den Textverfahren der Dekonstruktion die grossen Herausforderer der Wissenschaftlichkeit der akademischen Geschichtsschreibung. In seinem brachial geratenen Rundumschlag beurteilt er diese Theorierichtungen als auf dem Feld der historiografischen Praxis und der politischen Zurechenbarkeit gescheitert; er sieht sie gewissermassen der schieren Faktizität historischer Ereignisse erliegen. Äusserst fruchtbar zerlegt der Beitrag von Otto Gerhard Oexle die von Flaig ausgereizte Dichotomie von «Fakten» und «Fiktionen» in ihre Bestandteile. Mit Johann Gustav Droysen argumentiert er, dass diese Entgegensetzung eine falsche Ausschliesslichkeit produziere, welche die geschichtswissenschaftliche Debatte an den epistemologisch ertragreichen Fragen vorbeiführe. Durch diese historische Kontextualisierung gewinnt die Diskussion im vorliegenden Band erheblich an Tiefenschärfe. Oexle verweist auf die Traditionslinien der zur Debatte stehenden Auseinandersetzungen, nicht um ihnen ihre Aktualität abzusprechen, sondern um auf unterbelichtete Möglichkeiten ihrer Bearbeitung hinzuweisen: Die wissenschaftsgeschichtliche Beschäftigung mit den Bedingungen historischer Erkenntnis könnte nicht nur die Theoriebildung innerhalb der Disziplin vorantreiben, sondern auch die Position der Geschichtswissenschaft im Gefüge der wissenschaftlichen

Disziplinen bewusster machen. Agonal und persönlich wird die Diskussion um den Status von Theoriebildung in der Geschichtswissenschaft und den Stellenwert geschichtsphilosophischer Grundlagenreflexion in Heinz Dieter Kittsteiners Abrechnung mit Hans-Ulrich Wehlers Theorieverständnis und Wehlers nicht minder scharfer Antwort auf diesen Angriff ausgetragen.

Daneben zielen andere Beiträge vermehrt auf einzelne Untersuchungskategorien historischer Forschung ab. So sieht Rebekka Habermas in der Revision des Strukturbegriffs, in der Operationalisierung der Kategorie der Erfahrung und in der Entwicklung angemessener neuer Darstellungsformen Entwicklungslinien zukünftiger Auseinandersetzungen. Wolfgang Sonne unterzieht die Rede von der Geschichte als Text und das kulturwissenschaftlich zentrale Konzept der Erinnerung und des kollektiven Gedächtnisses einer kritischen Beurteilung aus architektur- und kunstgeschichtlicher Sicht. Anthony Grafton wiederum verweist auf die wachsende Infragestellung der eurozentrischen Ausrichtung der Fachhistorie und auf die damit verbundenen institutionellen Verschiebungen, welche die Forschungsparadigmen der Geschichtswissenschaft verändern würden. Lorraine Daston schliesslich kommt das Verdienst zu, auf die geteilten Selbstverständlichkeiten des Faches hinzuweisen, auf die zu Grunde liegenden historiografischen Praktiken der Archivforschung und des Umgang mit Quellen- und Literaturnachweisen etwa. Sie erwiesen sich als «stabilisierendes Element» (24) des disziplinären Feldes der Geschichte diesseits der grossen Theoriedebatten.

Insbesondere Daston, Grafton und Michael Werner arbeiten eingehend die unterschiedlichen nationalen Traditionen von Geschichtsforschung und Historiografie heraus, in denen die Texte von



Wehler, Evans und Chartier stehen. Sie leisten damit einen Beitrag zum Verständnis der zahlreichen selektiven Wahrnehmungen von Theorielinien und institutionellen Zugehörigkeiten, mit denen die Auseinandersetzung um die Erkenntnisgrundlagen der Geschichtswissenschaft im internationalen Zusammenhang befrachtet ist.

Wiederholt wird in den vorliegenden Aufsätzen auf den historiografischen Umgang mit den Ereignissen des Nationalsozialismus als Prüfstein der Reflexion verwiesen, die Grundlagenthematik mit der Frage nach den gesellschaftlichen und politischen Funktionsweisen von Geschichtswissenschaft konfrontiert. Mit der Frage der Repräsentation der Shoah beschäftigt sich ausführlich Hayden White im letzten Beitrag des Bandes, der erstmals 1992 in einem von Saul Friedländer herausgegebenen Sammelband (*Probing the Limits of Representation, Nazism and the Final Solution*, Cambridge, Mass. 1992) erschienen ist. Die von den Autorinnen und Autoren dieses Bandes vorgelegten Überlegungen bieten insgesamt einen lesenswerten Einblick in die Fabrikation von Theoriegeschichte im Kontext aktueller Geschichtspolitik.

Daniela Saxer (Zürich)

**PETRA BOCK UND
EDGAR WOLFRUM (HG.)
UMKÄMPFTE VERGANGENHEIT
GESCHICHTSBILDER, ERINNERUNG
UND VERGANGENHEITSPOLITIK
IM INTERNATIONALEN VERGLEICH**
VANDENHOECK & RUPRECHT, GÖTTINGEN 1999,
304 S., FR. 38.30

Leitmotiv des Sammelbands sind «Vergangenheitspolitik» und «Geschichtspolitik», also die «politische Aufarbeitung diktatorischer Vergangenheit» einerseits,

die «öffentlichen Konstruktionen von Geschichts- und Identitätsbildern» andererseits als «die zwei Seiten ein und derselben Medaille: der umkämpften Vergangenheit» (Einleitung). Die Begriffe führen die beiden Herausgeber jeweils am Beispiel des geteilten Deutschland aus: Edgar Wolfrum erörtert die Geschichtspolitik der BRD seit 1949. Die Herausbildung eines eigenen «Traditionsfundaments» (75) in Westdeutschland war «kein anonymer Zufall» und ist auch nicht mit der Entwicklung der Geschichtswissenschaft allein zu erklären, sondern war vom – allerdings wechselnden – politischen Willen bestimmt. Petra Bock hebt am Beispiel der Ereignisse in der Endphase der DDR hervor, wie «Vergangenheitspolitik» der Machtverteilung dient. Sie sei «ein Themen- und Entscheidungskomplex, der in einem revolutionären Umbruch strukturbildend wirkt» (98).

Aus der Analyse der Bewertung des Widerstands gegen den Nationalsozialismus in den beiden deutschen Staaten folgert Peter Steinbach, dass der Umgang mit der Vergangenheit grundsätzlich von den Bedürfnissen des gegenwärtigen gesellschaftlichen und politischen Systems bestimmt ist. Csilla Machos und Wolfgang Höpken zeigen weiterführend, dass in einem Systemwechsel die Auseinandersetzung mit den vorher bestimmenden Geschichtsbildern die neuen gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse mitstrukturiert. Machos führt dies in ihrem hervorragend dokumentierten Artikel zum Gebrauch des zur Chiffre gewordenen Revolutionsjahrs 1956 durch die verschiedenen politischen Parteien Ungarns aus. Der machtpolitisch motivierte Kampf der postkommunistischen Parteien um die «einzig richtige 1956-Interpretation» führte zu einer Minderung des Ansehens der Parteien in der Bevölkerung, und das Thema «1956» wurde als Ort nationaler

Erinnerung und politischer Identifikation durch den offensichtlichen Missbrauch schliesslich entwertet. Die Vergangenheitspolitik in Jugoslawien von 1944 bis 1991 steht im ebenfalls eindrücklichen Artikel Höpkens im Mittelpunkt. Die von der Partei verordnete Erinnerungskultur – Tito als zentrales Symbol der Vergangenheit, Negierung der ethnischen Dimension des zweiten Weltkriegs, Unterdrückung der «nationalspezifische[n] Traditionsbestände» vor allem der grösseren jugoslawischen Völker führte zu Frustrationen einerseits, zur Bekräftigung nationaler Traditionen andererseits. 1991 hatte die auf die Einheit Jugoslawiens gerichtete Vergangenheitsorientierung endgültig ihre Relevanz verloren zu Gunsten eines «Diskurs[es] des Nationalen» (235).

Mit «Mediävisierung der Politik des 19. und 20. Jhs.» in Ungarn beschäftigt sich im Übrigen János Bak in einem anekdotisch gehaltenen Beitrag, und Fernec Kőszeg liefert in seinem Artikel zu «1956 – Eine Revolution, geprägt nach unserem eigenen Bild» einige persönliche Anmerkungen zu Machos Ausführungen. Stefan Wölle («Wahrnehmungen des Ungarnaufstandes in Gesellschaft und Literatur der DDR») beschäftigt sich vorwiegend mit Uwe Johnsons Buch «Mutmassungen über Jakob». Über die Bemerkung hinaus, dass 1956 «das Jahr der grossen Gefühle» gewesen sei, trägt Wölles im ahistorischen «man hatte / man tat»-Stil gehaltenen Beitrag allerdings nichts zur Erhellung des Themas bei.

Drei Artikel stellen europäische Geschichtsbilder in den Mittelpunkt. Rudolf Speth fragt zunächst, ob es ein «europäisches», das heisst auf die europäischen Institutionen ausgerichtete Geschichtsbewusstsein gebe. Er hebt hervor, dass die nationalstaatliche Identität nicht einfach mit der europäischen gleichgesetzt werden könne. Sein Vergleich der beiden

der Gleichsetzung von Identität und Loyalität (162) vergibt sich Speth einen Analyseschritt, mit dem gerade «doppelte» Zugehörigkeiten thematisiert werden könnten. Mit Auswandern wird noch keine Identität «aufgekündigt» – im Gegenteil, man denke nur an die Auswanderervereine, die Diskussion um die doppelte Staatsbürgerschaft oder an Fragen um die politische Mitbestimmung von im Ausland lebenden Staatsangehörigen. Alan Warburton geht es anschliessend um die Haltung der Briten gegenüber dem (verfassten) Europa seit Beginn des 19. Jahrhunderts. Sein kurzer Durchgang wird den verschiedenen Facetten und komplexen Hintergründen der politischen Europadiskussion in Grossbritannien bei weitem nicht gerecht. Der Beitrag von Hannes Stinshoff zum Gebrauch europäischer Geschichtsbilder im besetzten Frankreich zeigt, dass die Résistance das Zukunftsbild eines geeinten Europa entwarf, während die Faschisten die Vergangenheit für die Legitimation ihrer Haltung (insbesondere für die Behauptung einer auf Karl den Grossen zurückgehenden Einheit von Frankreich und Deutschland) brauchten. Es zeigt sich an dieser Stelle, dass die Kenntnis der in den Bildern evokierten Geschichte für die Interpretation der Geschichtsbilder entscheidend ist: So ist die Erwähnung der «table du Graal» in einem faschistischen Pamphlet sicher keine «Bezugnahme auf England», wie Stinshoff (203) meint, sondern spielt mit dem gleichzeitigen Verweis auf die altfranzösischen Artusromane und den wagnerianischen Mystizismus ebenfalls auf die «Einheit» von deutscher und französischer Kultur an.

Ein spezifischer Aspekt der «Vergangenheitspolitik» ist schliesslich deren rechtliche Beurteilung. Einen historischen Durchgang zur Entwicklung der internationalen Strafgerichte bieten Gerd Hankel und Gerhard Stuby. Gerhard Werle erläu-



tert die Entstehung der südafrikanischen Wahrheitskommission und wägt ihre Wirkung gegenüber der strafrechtlichen Ahndung von Menschenrechtsverletzungen ab. Er kommt in einer sorgfältigen Analyse zum Schluss, dass das südafrikanische Modell in politischen Umbruchsituationen, in denen «das Strafverfolgungsinteresse mit dem Ziel der Beendigung aktueller Gewalt kollidiert» (288), einen Ausweg anbiete, mit dem wenigstens «das Recht auf Wahrheit» gewahrt bleibe. Abschliessend beschreibt Thomas Rohkrämer die Aufgaben des «Waitangi-Tribunals» in Neuseeland. Das Tribunal kann die 1840 mit einem «Vertrag» zwischen der englischen Krone und einer grossen Zahl von Häuptlingen eingeleitete Enteignung der Maori nicht wiedergutmachen. Es trägt aber zu einer in die Zukunft weisenden Lösung zum Zusammenleben von indigener und eingewanderter Bevölkerung bei.

Die ungarischen Beiträge gehen auf ein 1997 gehaltenes Symposium zurück, und Wolfrums Text wurde 1998 schon einmal veröffentlicht. Über das Zustandekommen der anderen Artikel äussern sich die Herausgeber nicht. Die Artikel wurden also nachträglich unter den von Bock und Wolfrum formulierten Aspekten zusammengestellt. Dies erklärt wohl auch ihre sehr unterschiedliche Qualität. Die 14 Beiträge bieten ein breites Spektrum von Formen und Aspekten der «Vergangenheits-» und «Geschichtspolitik». Der im Titel angekündigte «internationale Vergleich» wird allerdings von den Herausgebern nicht geleistet, ebenso fehlt eine explizite Verortung des Themas in die grosse Palette verwandter Diskussionen (z. B. Gedächtnis, Geschichtskultur, *lieux de mémoire*). Da aber eine ganze Reihe von Beiträgen den von oben verordneten Umgang mit der Vergangenheit als Teil der Bewältigung von gesellschaftlichen und poli-

tischen Umbrüchen thematisiert, sei der Band unter diesem Aspekt zur Lektüre empfohlen.

Regula Schmid (Zürich)

RICHARD J. EVANS IN DEFENCE OF HISTORY

GRANTA BOOKS, LONDON 1997, 317 S., £ 8.99

(DT. UNTER DEM TITEL: FAKTEN UND FIKTIONEN.

ÜBER DIE GRUNDLAGEN HISTORISCHER ERKENNTNIS,
CAMPUS, FRANKFURT 1998, 288 S., FR. 46.–)

L'histoire traverse-t-elle une crise? A l'heure où l'historien se voit solliciter, tant par les médias que par la justice, à titre d'«expert» ou de «témoin», dans les controverses liées à la Seconde Guerre mondiale, l'on peut s'étonner d'un tel diagnostic. Moins engagé sans doute dans ce processus de négociation avec son passé, il se peut que le monde anglo-saxon retentisse davantage du bruit du débat postmoderniste et du *linguistic turn*. Aussi est-ce, non pas exactement contre ces courants, mais pour en contenir une forme «radicale», que l'historien Richard J. Evans prend la plume dans *In Defence of History*. Car il en va, selon ce spécialiste britannique de l'Allemagne contemporaine, non seulement de la crédibilité de la discipline, mais de sa survie même, dans la mesure où la théorie postmoderniste s'en prend à ses fondements épistémologiques: l'historien est-il capable de rendre compte avec véracité du passé? Son récit se fonde-t-il dans le genre fictionnel? La référence à la réalité historique, dont il se réclame pour valider son discours, doit-elle être tenue pour illusoire? Autant de questions dont la résolution ne saurait être confiée uniquement à des «théoriciens», souligne Evans: loin de susciter un réflexe de repli – tandis que résonneraient au loin les assauts de quelques agitateurs –, elles doivent engager

l'historien dans une réflexion, guidée par sa pratique, sur les buts et les conditions de la connaissance historique. Aussi est-ce avec une indéniable volonté d'ouverture et de nuance qu'Evans entreprend ici de réfuter certains présupposés d'une histoire postmoderniste, à laquelle il reconnaît par ailleurs des apports positifs. Soulignons cependant que son propos souffre de certaines contradictions: réitérant à travers son livre les appels à la tolérance intellectuelle au nom du caractère pluriel de la discipline, sa plume parfois venimeuse ne montre pas toujours l'exemple (71–73). Surtout, s'il a le mérite de ne pas éluder un débat complexe, son argumentation ne parvient pas toujours à le débrouiller sans une certaine confusion. La difficulté que rencontre Evans, en effet, consiste à vouloir couper court à l'«ultra-scepticisme» postmoderniste, tout en admettant que l'historien apporte dans son intelligence du passé, non seulement une «théorie» préalable, mais ses propres préoccupations morales et politiques (83–84 et 192s).

In Defence of History se donne pour point de départ la réactualisation, à la lumière du postmodernisme, du débat qui opposait entre 1961 et 1967 les historiens E. H. Carr et G. R. Elton dans leurs ouvrages respectifs, *What is History?* et *The Practice of History* (la moitié des intitulés de chapitres de l'ouvrage d'Evans reprend – presque – littéralement ceux de *What is History?*). Réfutant pour l'essentiel les thèses de Carr, expédiant peut-être un peu rapidement le cas d'Elton en notant que peu d'historiens adhèrent aujourd'hui à son «hard-line concept of historical objectivity» (3). Evans aborde les problèmes du rapport, d'une part, entre fait historique et interprétation et, d'autre part, entre la réalité historique, les sources de l'historien et la représentation qu'il produit, en réponse essentiellement à Carr et

s'interpénètrent-ils? Dans quelle mesure un fait vérifié valide-t-il une interprétation? Celle-ci dérive-t-elle des sources ou du présent et de l'imagination de l'historien? Autant de questions qui amènent Evans à rappeler, avec bon sens, que le chercheur opère en confrontant ses thèses aux matériaux qui permettent ou non de les conforter (120); que si ses choix n'excluent nullement d'autres approches possibles, ils ne sont pas pour autant arbitraires (157–59); et que, si une source peut être soumise à différentes séries de questions, cela ne signifie pas que, appliquée à un même document, une question puisse donner lieu à des réponses contraires également valables (220).

Quant aux autres stratégies argumentatives de l'auteur, elles peuvent être ramenées pour l'essentiel à trois ordres: coup pour coup, d'abord, Evans retourne aux postmodernistes leur propre credo relativiste pour discréditer leurs prétentions d'autorité. Il leur oppose ensuite un argument d'ordre moral et politique, appuyé notamment sur l'exemple de l'Holocauste: le relativisme postmoderniste vient, au pire, indirectement cautionner les thèses révisionnistes et négationnistes, et apparaît au mieux comme une indécente frivolité intellectuelle: “[...] the postmodernist concentration on words diverts attention away from the real suffering and oppression and towards the kinds of secondary intellectual issues that matter in the physically comfortable world of academia.” (185 et passim) Enfin, selon un ordre de pensée que nous serions tentée de qualifier de tautologique, il plaide pour l'existence d'une réalité extratextuelle: le passé «existe», «parle» et peut être ressaisi à travers les documents. (110–115) “The past does speak through the sources, and is recoverable through them.” (126) Si nous en doutons, c'est d'abord en raison d'une méprise de Carr, qui aurait malencontreusement confondu *facts* et *evidence*:



celle-ci n'existe qu'à travers le travail interprétatif de l'historien, mais ceux-là possèdent en quelque sorte une consistance propre (rappelons cependant que Carr distingue dans un sens très proche «faits du passé» et «faits historiques»). C'est ensuite la faute de H. White, qui confond pour sa part *facts* et *events* (76–79). C'est enfin que les théoriciens du postmodernisme contestent la validité de la distinction entre sources primaires et secondaires, qu'Evans tient pour sa part à réaffirmer (93–94). Bref, l'interprétation historique est contenue dans certaines bornes qui servent de garde-fous: les documents possèdent incontestablement selon Evans un pouvoir contraignant sur leur lecteur.

Il restait à concilier une telle assurance avec l'affirmation selon laquelle toute histoire «has a present-day purpose and inspiration, which may be moral or political or ideological» (195). Or c'est là que nous paraît résider l'un des maillons faibles de la démonstration d'Evans. Au-delà des déclarations de bonne intention, des appels à la tolérance et à la déontologie, en effet, le sol paraît glissant, comme l'atteste un certain flou théorique dans les dernières pages de son ouvrage: “Through the sources we use, and the methods with which we handle them, we can, if we are very careful and thorough, approach a reconstruction of past reality that may be partial and provisional, and certainly will not be objective, but is nevertheless true.” (249, nous soulignons); “For my own part, I remain optimistic that objective historical knowledge is both desirable and attainable.” (252, nous soulignons)

In Defence of History est également paru en traduction allemande, augmentée d'une préface où l'auteur considère la portée du débat postmoderniste dans le contexte spécifique de l'histoire et de l'historiographie allemandes. Evans constate, en effet, que le douloureux débat autour de l'Holocauste ainsi que la coexis-

tence de deux historiographies ouest- et est-allemandes ont différé l'influence des thèses postmodernistes en Allemagne.

Carine Fluckiger (Genève)

**ENRICO CASTELLI-GATTINARA
LES INQUIETUDES DE LA RAISON
EPISTEMOLOGIE ET HISTOIRE
EN FRANCE DANS L'ENTRE-DEUX-
GUERRES**

PARIS, VRIN-EHESS, 1998, 338 P., FF 198.–

En un livre ambitieux, mais à propos d'une thématique importante, l'auteur, professeur de philosophie à Rome, place au cœur de sa réflexion la question de la crise du savoir au 20^e siècle et propose d'en rendre compte dans la perspective singulière des relations entre histoire, science et épistémologie (le lecteur consultera utilement du même auteur: «Epistémologie, histoire et histoire des sciences dans les années 1930», *Revue de synthèse*, 1998, 9–61).

Il place d'emblée le parallèle entre les avatars de la pensée scientifique et de la pensée historique. L'intérêt du livre est évident, même si le propos n'est pas tout à fait inédit. Il y a 25 ans déjà. K. Pomian en avait eu la brillante intuition (cf. «L'histoire de la science et l'histoire de l'historiographie», *Annales ESC*, 1975, 935–952) et pour ce qui concerne l'interaction entre science et histoire sur le plan particulier de l'histoire des sciences, des colloques en avaient déjà posés les jalons. Le mérite de Castelli Gattinara est d'avoir repris le dossier systématiquement. La thèse forte qui tient lieu de fil rouge est de rendre compte de ce qu'il appelle de manière un peu jargonnante la «double articulation» entre histoire et science qui tient dans cette proposition: la crise des sciences marque un moment particulier de la prise en compte de leur

historicité inhérente; à l'inverse, mais dans le même temps, la crise de l'histoire se traduit par une revendication nouvelle de scientificité. Historicité et scientificité apparaissent ainsi comme les deux faces d'un même mouvement. «L'histoire veut devenir une science rationnelle, et la rationalité scientifique se reconnaît comme historique.» (48)

Il serait hasardeux pour autant de parler d'une rencontre entre «sciences» et «histoire», il y a au mieux contemporanéité, et Castelli Gattinara préfère parler de «court-circuit», chaque discipline creusant un tunnel vers l'autre sans jamais la rejoindre. Cette rencontre aurait pu se faire sur le terrain de l'histoire des sciences (Abel Rey, Alexandre Koyré) ou de l'épistémologie historique (Gaston Bachelard) avec les historiens de la *Revue de synthèse* et des *Annales* (H. Berr, L. Febvre et M. Bloch), mais la jonction n'eut pas lieu, du moins pas directement.

N'en demeure pas moins forte la proximité des transformations subies dans les sciences par l'intrusion de la physique quantique, qui fait éclater les cadres de la mécanique newtonienne, pulvérise la notion classique de causalité et ébranle le déterminisme et l'affirmation d'une «histoire nouvelle» qui s'efforce de se libérer des carcans du réalisme positiviste en plaidant pour une histoire «problématisée». Il n'est pas toujours aisé de suivre Castelli Gattinara dans l'analyse de ces transformations, cela tient certes à la difficulté du sujet mais aussi au parti pris de l'auteur de nous restituer une complexité qui traduit ce qu'il désigne comme une crise des «fondements», donc des conditions épistémologiques de la pensée scientifique. Cependant l'auteur récuse l'idée d'une crise véritable des sciences: s'il y a crise, elle est d'abord, l'expression générale de la crise de la pensée et de la culture, mais surtout peut-être une crise

des représentations. Plus encore que les sciences elles-mêmes, c'est en quelque sorte la représentation de la science qui entre en crise et qui marque la faillite du «scientisme», d'une «sorte de philosophie vulgaire de la science» selon l'expression de Léon Brunschwig. C'est aussi une certaine conception du «rationalisme», fondée sur l'optimisme du progrès, l'obsession du système et la quête vaine de la Vérité absolue, qui s'effondre parce qu'elle ne correspond plus à la réalité scientifique nouvelle. Le rationalisme entre ainsi dans un monde de «l'à-peu-près», «il s'ouvre au temps, au devenir de la vérité, à une durée qui le constitue sans provoquer sa chute»(35). Mais ce moment de «crise» n'offre qu'une illusoire satisfaction aux détracteurs pressés de la science, il n'est nullement un renoncement, mais d'abord une ouverture, une possibilité démultipliée de réenchanter la raison. Comme l'écrivait G. Bachelard: «Il faut installer la raison dans la crise.» C'est donc la raison qui se reconnaît une histoire et l'histoire qui se cherche une nouvelle rationalité: «La crise de la raison naît de l'histoire de la raison et de son historicité.» (49)

Parmi les solutions possibles, l'histoire, qui acquiert en tant que discipline et en tant que «question philosophique» un statut nouveau; elle devient un jalon nécessaire de la réflexion épistémologique. Très judicieusement, Castelli Gattinara rappelle que cette situation française est demeurée un fait unique en Europe: en Allemagne, notamment, historicisme et dualisme épistémologique favorisent plutôt une solution «philosophique» de la question. En France, à l'inverse, cette recomposition du lien entre histoire et philosophie qui s'opère sur le terrain de l'épistémologie condamne toute mésalliance avec la philosophie de l'histoire, même sous sa forme corrigée par R. Aron, qui ne proposait



finalement rien d'autre que l'importation d'un historicisme jugé suspect. L'histoire ouvre un espace réflexif qui protège de toute intrusion métaphysique ou irrationnaliste. Pourtant nulle évidence, ni simplisme dans cette rencontre inaboutie. De l'histoire, les philosophes épistémologues, ou les historiens des sciences conservent généralement une représentation traditionnelle, utilitaire ou simplement documentaire; tout comme de la science, la grande majorité des historiens n'ont qu'une connaissance scolaire et archaïque. C'est donc dans les œuvres de philosophes (Léon Brunschwig, Emile Meyerson) ou d'historiens de sciences (Abel Rey, Alexandre Koyré) que l'auteur trace les points de rencontre, mais aussi les apories, les non-dits, les manques. Tous revendiquent l'histoire et la science, mais chacun donne à ces deux notions une définition et des enjeux différents.

C'est précisément la prise en compte de cette question qui permet de comprendre différemment les conditions qui ont permis l'émergence d'une nouvelle histoire. Moins qu'une querelle de génération à quoi on veut parfois le réduire, le combat pour une nouvelle histoire mené par L. Febvre et M. Bloch s'inscrit ici dans ce contexte épistémologique nouveau. Le vrai génie des fondateurs des *Annales*, de L. Febvre en particulier, est d'avoir compris très tôt l'ampleur des transformations dans les sciences dont ils ont su immédiatement traduire les effets sur le travail de l'historien et la redéfinition de l'histoire sur un horizon scientifique nouveau.

Pour s'en tenir à l'histoire, on notera un premier moment clé au début du siècle, moment de confrontation dure avec les sociologues, curieusement passé sous silence par Castelli Gattinara, alors que se jouait là déjà des questions essentielles sur les conditions épistémologiques

d'une histoire scientifique. Mais c'est bien dans les années 1920, dans l'après Première Guerre mondiale, qu'étaient battues en brèche toutes les certitudes et qu'était complètement transformé l'énoncé même des questions. Cette rupture est parfois occultée en partie par des mouvements d'innovation plus anciens telle la *Revue de Synthèse*, fondée dès 1900, qui surdéterminent les traits de la continuité; c'est pourtant dans l'entre-deux-guerres que se recompose entièrement le paysage scientifique. Chez les historiens, un livre au moins symbolise cette prise de conscience: *La Terre et l'évolution humaine*, manifeste antidéterministe mais également plaidoyer pour une démarche qui demeure rationaliste. Pourtant, en histoire, le renouveau ne se traduit pas essentiellement par des élaborations épistémologiques, il s'affirme plutôt au travers de la multiplication d'initiatives «culturelles», celles de Berr qui y associe de près L. Febvre, la reprise de la *Revue de synthèse*, la création de la collection «L'évolution de l'humanité», la fondation du Centre de synthèse, le lancement enfin des Semaines internationales de Synthèse, puis, par L. Febvre et M. Bloch, le projet avorté d'une revue internationale d'histoire économique, qui trouvera son aboutissement dans les *Annales* en 1929; *l'Encyclopédie française* enfin dont la direction et la conception sont confiées à Febvre, entreprise trop négligée, qui constitue pourtant un élément tout à fait remarquable des croisements multiples des sciences dans une perspective résolument problématique. Castelli Gattinara y insiste très judicieusement même s'il ne s'est pas donné tous les moyens d'une analyse plus concrète, qui reste à faire, des multiples rencontres de sciences renouvelées mises en scène dans une conception éditoriale et typographique inédite.

Certes Castelli Gattinara revisite ici

des chantiers connus déjà, mais dans une perspective particulièrement éclairante et qui permet de mieux comprendre les enjeux épistémologiques qui traversent les œuvres et parfois les opérations les moins discursives. Nul évidemment ne lui reprochera d'avoir opté pour un point de vue large, multipliant et croisant les regards sur des œuvres apparemment très éloignées dans leur perspective: la philosophie, l'histoire des sciences, l'épistémologie, l'histoire; mais parfois Castelli Gattinara a succombé à la fascination de l'«ouverture» dans ce moment «labyrinthique». Dans ces chemins croisés, ces intersections improbables, dans cette double articulation de l'histoire et de la science, dans les mélanges, les confusions, les transferts des mots et de choses, le lecteur ne perçoit plus nécessairement les enjeux intellectuels et scientifiques certes, mais aussi culturels, sociaux, institutionnels et même politiques qui contraignent les débats et les controverses dont l'absence laisse parfois énigmatique les postures intellectuelles analysées dans le livre. En particulier le chapitre consacré à Bergson me paraît avoir quelque chose d'incongru dans la démonstration, car s'il convenait de corriger une fausse proximité et de rappeler le fossé qui sépare la métaphysique bergsonienne des préoccupations des historiens des *Annales*, comment comprendre l'occultation des *Cadres sociaux de la mémoire* que Maurice Halbwachs écrivit dans la hantise de l'œuvre de son maître, voire également les efforts pathétiques de François Simiand, également son élève, pour préserver et renforcer un rationalisme expérimental moniste débarrassé de toute métaphysique, voire de la tentative demeurée unique, de Marc Bloch de fonder avec les *Rois thaumaturges*, une lecture de l'irrationnel sur une enquête parfaitement rationaliste.

Malgré ces réserves ce travail demeure pour les historiens d'aujourd'hui, à un moment où semble revenu le temps des incertitudes et des inquiétudes, une lecture tout à fait nécessaire et une incitation permanente à ne pas désespérer du rationalisme.

Bertrand Muller (*Epalinges*)

**WALTER GRAB
MEINE VIER LEBEN
GEDÄCHTNISKÜNSTLER, EMIGRANT,
JAKOBINERFORSCHER, DEMOKRAT**

PAPYROSSA, KÖLN 1999, 432 S., FR. 46.–

**FRITZ KLEIN
DRINNEN UND DRAUSSEN
EIN HISTORIKER IN DER DDR.
ERINNERUNGEN**

S. FISCHER, FRANKFURT 2000, 376 S., (NICHT MEHR LIEFERBAR); FISCHER TASCHENBUCH, BD. 15179, FRANKFURT 2001, FR. 22.–

Historiker, die ihre Erinnerungen verfassen, können auf besondere Aufmerksamkeit rechnen, wenn ihre Lebenswege derart wenig gemein haben mit dem Muster deutsch-akademischer Biografien wie bei Walter Grab und Fritz Klein. Der klassische Weg von einer behüteten bürgerlichen Jugend in eine mehr oder weniger stille Gelehrtenexistenz ist hier nur noch in Bruchstücken erkennbar; existenziell erschütternde Ereignisse stürzten alle vermeintlichen Gewissheiten um, sodass die persönliche Sinnfindung als zentraler Baustein moderner biografischer Selbstdarstellung vor besonderen Herausforderungen steht. Beide Autoren sind als Überlebende der von Deutschland verursachten europäischen Katastrophen des 20. Jahrhunderts erst nach langen Umwegen zu ihrer Berufsrolle als professionelle Historiker gelangt. Der österreichisch-jüdische Walter Grab konnte als



20-Jähriger 1938 mit seinen Eltern vor dem antisemitischen Wiener Pöbel nach Palästina entkommen; der 1924 geborene Fritz Klein überlebte als Angehöriger einer radikal dezimierten Generation junger Deutscher den 2. Weltkrieg, der ihm die ungeliebte Uniform der nationalsozialistischen Wehrmacht aufzwang. In entgegengesetzten Kriegslagern stehend, verbindet die beiden die eng mit dieser destruktiven Erfahrung verbundene Hinwendung zur progressiven Weltdeutung kommunistischer oder linkssozialistischer Provenienz nach 1945. Beiläufig figuriert jeweils der eine in den Erinnerungen des anderen; man begegnet sich bei dem todkranken, beiderseits verehrten Walter Markov, Pionier in der Erforschung radikal-demokratischer Strömungen der französischen Revolution, welcher sich auch Walter Grab zuwendet.

Gemeinsamkeiten und Differenz machen die parallele Lektüre der beiden Lebensberichte zum lohnenden Unternehmen. Wie so häufig in diesem Genre besitzt die Beschreibung der Jugendjahre beiderseits die grösste Anschaulichkeit, neben welcher die Gleichförmigkeit des späteren Berufslebens abfällt. Bei Klein wird der frühe Tod der aus Siebenbürgen stammenden, streng deutsch-national denkenden Eltern (sein Vater war ein bekannter Publizist der späten Weimarer Republik) zum einschneidenden Erlebnis, das ihn 1937 als Pflegesohn in die gänzlich anders orientierte Familie eines sozialdemokratischen, 1933 aus dem Beruf geworfenen Lehrers bringt, womit sich mitten in den Nazijahren neue Perspektiven öffnen. Grab stösst als junger Mann im Palästina der Kriegsjahre zu progressiven Zirkeln und weiss faszinierende Einzelheiten über die kulturellen und politischen Auseinandersetzungen jener Jahre zu berichten. Während der eine gezwungenermassen Soldat wird, nimmt Grab ebenfalls unfreiwillig eine Tätigkeit

als Gewerbetreibender und Kaufmann auf, um gemeinsam mit den Eltern das ökonomische Überleben der Familie zu sichern. Für Fritz Klein öffnete sich nach 1945 die Möglichkeit des Studiums; für Walter Grab erfolgte dieser Entscheid erst in fortgeschrittenem Lebensalter ab 1958. Aus dem aufgezwungenen Kaufmannsberuf ausbrechend, fand er bemerkenswert rasch in eine erfolgreiche akademische Laufbahn, sich dabei zurückwendend zur Welt seiner Herkunft, zur Erforschung von deren weithin unbekanntem demokratischen Aufbrüchen des späten 18. und 19. Jahrhunderts. Dem späten Start folgte eine beeindruckende, aus offensichtlich lang zurückgehaltener Tatkraft gespeiste wissenschaftliche Produktivität. Als Gründer und langjähriger Leiter des auf seine Initiative hin 1970 entstehenden Instituts für deutsche Geschichte in Tel Aviv erwarb sich Grab zudem grosse Verdienste um die entstehende Zusammenarbeit zwischen deutschen und israelischen Forschern, wobei er sich mit einer bei Westdeutschen selten zu findenden Unbefangenheit zwischen den verfeindeten deutschen Staaten bewegte. Auch bei Klein stehen die fachlichen Berufsinteressen, namentlich die Erforschung der deutschen Kriegsziele und Politik während des 1. Weltkriegs, in enger Beziehung zur eigenen Lebenserfahrung – und im Dienst eines immer auch politisch gedachten Engagements für eine friedvollere deutsche Zukunft. Initiativ beteiligt beim Aufbau des Museums für Deutsche Geschichte in Berlin ab 1952, erster Redaktor der Zeitschrift für Geschichte ab 1953 (wo ihn 1957 ein ungnädiger Hinauswurf traf), schliesslich Dozent im Institut für Geschichte an der Deutschen Akademie der Wissenschaften: Fritz Klein stieg unter schwierigen Umständen zu einem der bekannteren Historiker der DDR auf, der sich schliesslich auch im Westen Respekt verschaffte.

Stets gesprächsbereit über die Grenzen der Systeme und Weltanschauungen hinweg, rieb er sich immer wieder an den restriktiven Bedingungen des politischen Systems, dem er dennoch loyal verbunden blieb.

In der Darstellung der Formen und Konsequenzen des gewählten politischen Wegs stossen wir auf deutliche Differenzen der beiden Selbstbiografen. Beide haben ein Stück weit das Scheitern der eigenen Aspirationen und Hoffnungen zu verarbeiten. Auch Grab wendet sich im Lauf der 50er-Jahre von der (Links-)Politik im engeren Sinn ab; im Übrigen erregt der aggressive israelische Nationalismus früh und anhaltend seinen Protest. Fritz Klein hingegen hatte in einer weit fundamentaleren Weise das zunehmend offensichtlich werdende Scheitern der eigenen politischen Optionen und schliesslich 1989 den völligen Zusammenbruch des gesellschaftlichen Existenzrahmens zu bewältigen. Ohne die Bereitschaft zur marxistischen Analyse nun gänzlich über Bord zu werfen, stellt er sich dieser Herausforderung mit imponierendem Mut. Die Offenheit, mit der auch persönliches Ungenügen und die Duckmäuserei vor dem grotesken Autoritarismus mediokrer Parteichargen bekannt werden, schmerzt bisweilen geradezu. Die unerbittliche Ehrlichkeit der Selbstbefragung erinnert an religiös motivierte Lebensbekenntnisse; sie trägt sehr protestantische Züge. Walter Grabs Selbstdarstellung fällt dagegen in der Bereitschaft und Fähigkeit zur Selbstreflexion ab; überraschend flach bieten sich manche seiner Urteile dar. Gewiss ist es angebracht, wie er dies mehrfach tut, auf die unermesslichen Opfer der Sowjetunion im Kampf gegen das Nazi-regime zu verweisen. Wenn aber jedes Wort zum Hitler-Stalin-Pakt unterbleibt, um nur dieses Beispiel zu nennen, berührt dies ebenso merkwürdig wie die Verken-

tionären Strömungen des späten 18. und des 19. Jahrhunderts.

Die konzis geschriebene Selbstdarstellung von Fritz Klein überzeugt inhaltlich – in der Überlegtheit des Abwägens – wie als Text weit mehr. Walter Grab, dem offensichtlich auch kein drängender Lektor zur Seite stand, verliert sich in der endlosen Reihung von Reisen, Vorträgen, Begegnungen und Publikationsvorhaben. Die Darstellung scheint der Agenda zu folgen; in der minutiösen Aufzählung besichtigter Museen offenbart sich eine überraschend konventionelle, der progressiven Weltanschauung unterlegte Ebene traditioneller Bildungsbürgerlichkeit. Hier spricht weit mehr die Freude über das Erreichte und der (berechtigte) Stolz des spät und unter schwierigen Umständen gestarteten sozialen Aufsteigers als die Nachdenklichkeit des Analytikers eigener Lebenswege. So berühren die Passagen über die Jugend in Wien und das Palästina der Kriegs- und Nachkriegsjahre weit mehr als die Darstellung des unter grossen Opfern erreichten Lebensziels. Die Beachtung bürgerlicher und literarischer Konventionen der Darstellung ist im Übrigen beiden Autoren gemeinsam, wo es um die Beziehung zum anderen Geschlecht, die Lebenspartnerin, die gegründete Familie, die Kinder geht. Von den Selbstdarstellungen einer früheren, noch vor 1914 geborenen Männergeneration unterscheiden sie sich, insofern die Frau an ihrer Seite immerhin öfter Erwähnung findet, bisweilen auch als Mitspielende bei wichtigen Weichenstellungen sichtbar gemacht wird. Anderes bleibt diskret verborgen und wirkt aussagekräftig gerade auch in der Ausräumung.

Mario König (Basel)



**BONNIE G. SMITH,
THE GENDER OF HISTORY
MEN, WOMEN, AND
HISTORICAL PRACTICE**

HARVARD UNIVERSITY PRESS, CAMBRIDGE (MASS.)
2000 (ERSTMALS 1998), 306 S., FR. 37.20

Bonnie Smith stellt die Professionalisierung der Geschichtswissenschaft seit dem beginnenden 19. Jahrhundert als Bewegung dar, in der Frauen ausgeschlossen und ihr Schreiben diskreditiert wurden. Ihr Anliegen ist, ausgehend von Leben und Werk historisch arbeitender Frauen und Männer eine Geschichte der Geschichtswissenschaft seit 1800 zu schreiben, welche die Kategorie «Geschlecht» (*gender*) in den Mittelpunkt stellt.

Unter dem Titel *The Narcotic Road to the Past* steht Mme. de Staël als paradigmatische Figur am Beginn der Ausführungen. Smith folgert aus der Lektüre von *Corinne ou l'Italie*, dass die sich als Genie stilisierende Staël Geschichte als sinnliche, erotische, «narkotische» Welt darstellte. Das Genie kann «Wahrheiten» nicht erfassen, sondern nur, mit Hilfe von Drogen, «erträumen». (23) Diese «Lesart» von de Staëls Werk ergibt sich aus der Analogiebildung von literarischem Stil («barock»), Inhalt (Corinne und ihr Liebhaber reisen durch Italien), Struktur (ein Dialog zwischen den Liebenden), dem Leben der Autorin (Exil, Drogen-genuss) und den ihr dadurch erwachsenen traumatischen Erfahrungen. Die Gleichsetzung von Werk und Leben verunmöglicht Smith aber, den angenommenen Zusammenhang konkret nachzuweisen. Sie ist denn nur vorsichtig, wenn sie schliesst, ihre Version der Geschichte sei ein «Fragment» (34). Aus der Beobachtung, dass zeitgenössische und spätere Autorinnen die Staël zwar als Vorbild nahmen, die Brüche in Leben und Werk aber ausblendeten, um eine *female worthy*

zu konstruieren, folgert sie abschliessend, dass Missverständnisse und Ambiguität charakteristisch für den vorprofessionellen Status der Geschichtsschreibung seien.

Vorprofessionelle Geschichte wird von «Amateuren» betrieben. Smith braucht den Begriff, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Person mit Spezialkenntnissen bezeichnete (Einleitung, Anm. 16), als Gegenbegriff zum institutionell eingebundenen und damit «professionellen» Historiker. Amateure interessieren sich für «grosse Frauen» ebenso wie für «kleine Leute», deren Leben sie mit einem Reichtum von Detail und mit starkem Hang zu «oberflächlichen» Beschreibungen (Physiognomie, Haltung, Ausstrahlung der dargestellten Personen) darstellen. Sie sind in Smith's Buch – und das ist der methodisch problematischste Punkt – ausschliesslich Frauen. Diese waren um 1800 zwar nicht ausgeschlossen vom politischen Insiderwissen, der Zugang zu Archiven war aber bestenfalls über Beziehungen möglich. Wegen des heterogenen Quellenmaterials und weil die Autorinnen ausserstande waren, «the citizen's secure and certain vantage point» für sich zu beanspruchen, seien viele der Texte von Amateuren dieser Zeit «obvious pastiche» (65). Sie seien zudem Resultat der Traumata, welche das weibliche Leben in einer Welt voll Gewalt auslöste.

Die alleinige Konzentration auf weibliche Amateure ist problematisch: die Professionalisierungsgeschichte wird so auf die Geschlechterdichotomie reduziert. Der Opferstatus der schreibenden Frauen wird hervorgehoben, jedes historische Arbeiten von Frauen scheint nur Reaktion auf traumatisierende Erlebnisse zu sein! Dass die Autorinnen ihre Tätigkeit bewusst wählen und daraus Befriedigung finden konnten, wird ausgeblendet, ebenso wie die unterschiedlichen sozialen

und politischen Voraussetzungen und Rahmenbedingungen. Auf inhaltliche, formale oder methodische Modelle der Texte geht Smith gar nicht ein. Es gelingt ihr so nicht, die erneute Konstruktion einer Zweiteilung der Gesellschaft zu vermeiden.

Überzeugender ist Smith in den folgenden drei Kapiteln, in denen es um die Entstehung und Definition des professionellen Historikers geht. Sie schildert die Schulen als Ort der männlichen Sozialisation, welche die Schüler mit Drill und Schlägen, Wettkampf, Lernen von abstrakten Wissensinhalten, Philologie und dem Mittel der Debatte auf ihre Rolle im öffentlichen Leben vorbereiteten. Die jungen Männer wandten die gelernten Normen und Methoden auf diejenigen Dokumente an, zu welchen sie auf ihren ersten Stellen im Staatsdienst Zugang hatten. Frauen waren aus dieser bürgerlich-politischen Beschäftigung ausgeschlossen. Zur historischen Arbeit durften sie als Ehefrauen und Verwandte aber beitragen – als unverzichtbare Hilfskräfte. Und selbst wenn der Ehemann die Arbeit der Frau als gleichwertig anerkannte, wurde diese von späteren männlichen Interpreten verschwiegen oder gar verteuftelt, wie das von Smith detailliert geschilderte Beispiel von Jules Michelet und seiner zweiten Frau Athénaïs Mialaret zeigt. Die Herausbildung der Methoden und Sprachregelungen der historischen Wissenschaft ist eng mit der Institution des Seminars verbunden. Darin fand und reproduzierte sich eine Bruderschaft von Männern, welche sich der Entdeckung der Wahrheit als politischer Aufgabe verschrieben (eine *grand republic of workers* in einem Zitat von 1867). Die Wahrheit wird im Archiv gefunden. Smith führt dann aus, dass die Historiker sich zwanghaft mit den Dokumenten im Archiv beschäftigten, diese also Fetischcharakter bekommen hätten. Fetische

seien aber grundsätzlich nicht erklärbar, sondern nur (in Ekstase) erlebbar. Um den Wahrheitsanspruch mit der Unmöglichkeit zu versöhnen, diese mit rationalen Schritten zu erfassen, hätten die Historiker auf eine sexuell aufgeladene Sprache zurückgegriffen. "Expressions of objectivity were often made in highly sexual metaphors – metaphors that appeared 'natural' because modern ideology took sexual difference as natural. The practices of scientific history were simultaneously unifying and fragmenting, productive of democracy and redolent of hierarchy, committed to knowledge and dressed in fantasy." (129)

Am Ende des 19. Jahrhunderts fand sicher ein Paradigmenwechsel im wissenschaftlichen Umgang mit und in der Bewertung von Geschichte statt, der das Schriftstück in den Mittelpunkt rückte. Diese Beschäftigung gleich als zwanghaft (*obsessive*) zu bezeichnen und damit einen Begriff zu gebrauchen, der eine (krankhafte) Normabweichung bedeutet, heisst, diese neue «Normalität» von einem heutigen Standpunkt her sprachlich (und implizit sachlich) abzuwerten. Einige von Smith's «sexuellen» Lesarten sind denn auch nicht nachvollziehbar (114 zu Droysen, 138 zu Renan). Mit dieser Konzentration auf die aus- bzw. einschliessende Funktion des Seminars kann Smith aber zum Beispiel nicht erklären, weshalb Charles Kendall Adams 1870 das Seminar als Lernform in der koeduzierenden Universität Michigan einführte – obschon er fand, es sei eigentlich für Frauen nicht geeignet (113). Und aus der Tätigkeit von Lucy Maynard Salmon, die an dieser Universität geschult wurde und ihrerseits die Methode des Seminars an einem College einführte, kann Smith nur ausweichend ableiten, «the doors of the seminar room could never be completely secured» (116).



Mit der Geschichte des *high amateurism* am Ende des 19. Jahrhunderts geht Smith dann auf die Bemühungen der Frauen ein, an professionellen Methoden und Fragen teilzuhaben. Hier wird der verwendete «Amateur»-Begriff vollends problematisch, da einige dieser Frauen (z. B. Ricarda Huch, Dr. phil. in Geschichte in Zürich 1891) ein Universitätsstudium abgeschlossen hatten. Die Texte dieser «Amateure» entstehen aus wirtschaftlicher Notwendigkeit und gegen gesellschaftliche und institutionelle Widerstände – einer der Gründe, weshalb alle untersuchten Autorinnen in verschiedenen literarischen Genres schrieben. Einige der historischen Werke waren zeitgenössische Bestseller. Die Sprache, welche die Autorinnen für die Beschreibung der physischen Härte des Recherchierens und Schreibens brauchten, ist mit den im vorhergehenden Kapitel zitierten Aussagen der Männer gleichzusetzen, auch die Methoden (Archiv, philologische Kritik) unterscheiden sich nicht. Für die Beurteilung der von Smith postulierten thematischen Unterschiede fehlt das Material. Zeitgenössische (männliche) Be- bzw. Verurteilungen dieser historischen Arbeiten bringt Smith aber nicht bei, sondern verlagert hier den Fokus auf eine Kritik an der (amerikanischen) Forschung. Diese habe den *high amateurism* und dessen Themen (Kultur, Lebensweisen, Reise, «grosse Frauen») als Teil der Krise des Fin de Siècle gesehen, «in some cases as a form of antimodernism». (157)

Im nächsten Kapitel konzentriert sich Smith auf die erste Generation der an der Universität angestellten Historikerinnen und hebt deren Marginalität angesichts bürgerlicher Rollenvorstellungen sowie ihre gefährdete Stellung in der Hochschule hervor. Sie betont, dass diese Frauen nicht als Gruppe angesprochen und untersucht werden können. Wie die im folgenden Kapitel behandelten pro-

fessionellen Historikerinnen in der Zeit nach dem 1. Weltkrieg hätten aber auch sie die «modernistischen, relativistischen» Strömungen angestossen. Der Versuch, Fragen und Methoden «wegweisender» männlicher Historiker wie Bloch, Meinecke und Febvre implizit (durch den Aufbau der Arbeit) und explizit mit der auf Seite 184 getroffenen Feststellung, «Amateurism was producing the modernist sensibility», als Übernahme vorgängig von Frauen entwickelter Arbeitsweisen darzustellen, bleibt, ohne explizite Vergleiche der von Männern und Frauen produzierten wissenschaftlichen Texte oder andere Belege, aber beliebige Konstruktion. Ähnliches gilt für die Analyse der Texte einiger Historikerinnen, die in ihren Darstellungen mit Sprache und unorthodoxen Quellen experimentierten. «Vormütter» (234) sind diese Historikerinnen für die «Zunft» als Ganze genauso wenig, wie die von ihren Nachfolgerinnen (und Nachfolgern?) vertretenen Fragen, Themen und Methoden für die ganze Geschichtswissenschaft normbildend sein können. Dies vor allem dann nicht, wenn, wie Smith im Schlusssatz fordert, «the dialogical, multiple, and charged nature of writing the past» anerkannt wird.

Mit *The Gender of History* bietet Smith einen wichtigen Beitrag zur Entwicklung der historischen Profession, insbesondere der Ausbildung der akademisch verankerten Geschichtswissenschaft. Dies ist aber auch ein problematisches Buch, da die Geschichte der Professionalisierung ausschliesslich auf der Geschlechterdichotomie aufbauend dargestellt wird, und dem innerwissenschaftlichen Diskurs keine Eigendynamik zugestanden wird. Smith postuliert ein weibliches Schreiben, das sie als grundsätzlich anders, implizit sogar als besser begreift. Ein Vergleich mit nicht institutionell gebundenen Männern, beispielsweise den historisch tätigen Politikern,

hätte Smith's Argumentationsstrang wohl sogar noch gefestigt. Das Buch löste auch persönliches Unbehagen aus, weil ich es als Historikerin dort kritisiere, wo ich Belege vermisste, das Zusammenwerfen analytischer Ebenen moniere und zu stark dem Erkenntnisinteresse unterworfenen Interpretationen der Texte angreife. Ich argumentiere aus den im Seminar gelernten Normen wissenschaftlichen Schreibens und Lesens heraus, dessen historische Grundlagen, wie Smith lehrt, männlich bestimmt sind. Damit hat Smith jedenfalls bei mir das ausgelöst, was gute Geschichtsschreibung auszeichnet: die

Auseinandersetzung mit den eigenen professionellen Selbstverständlichkeiten. Ein von Smith's Prämisse abweichendes Ergebnis dieser Reflexion ist allerdings, dass von Frauen betriebene historische Wissenschaft in Thema, Fragestellung oder Form nicht gleich «weiblich» sein muss. *The Gender of History* ist trotz dieser Einwände ein Buch, das über das engere Thema hinaus zu diskutieren ist. Es lohnt, sich durch die ersten zwei, von einem hermetischen Jargon belasteten Kapitel durchzukämpfen.

Regula Schmid (Zürich)

**ALLGEMEINE
BESPRECHUNGEN
COMPTES RENDUS
GENERAUX**

JOACHIM RADKAU
**NATUR UND MACHT
EINE WELTGESCHICHTE
DER UMWELT**

C. H. BECK, MÜNCHEN 2000, 438 S., DM 58.–

Wer sich von Joachim Radkaus neuem Buch eine herkömmliche Universalgeschichte mit Theoriekonstrukten globalen Zuschnitts erhofft – und sei es nur, um sich über die Verfehltheit eines solchen Versuchs lustig zu machen – der wird sich bald enttäuscht von dessen Lektüre abwenden. Die ultimative Reduktion von Komplexität liegt dem Autor so fern, dass sich viele Fragen werden, wieso er sich denn auf ein solches Unterfangen überhaupt eingelassen hat. Die Hauptmotivation ist wohl bei den langjährigen Anstrengungen Radkaus zu sehen, der sehr heterogenen und teilweise auf einem unbefriedigenden Niveau vor sich hin dümpelnden Umweltgeschichte zu mehr Stringenz zu verhelfen. Diesem Ziel wird *Natur und Macht* mit Sicherheit gerecht; das Buch dürfte zu einem Standardwerk werden. Radkau gelingt es, in kritischer Reflexion den Bogen über praktisch die gesamte relevante Literatur (!) zu schlagen – von den Anfängen der Subsistenzwirtschaft bis hin zu den anstehenden Problemen des anthropogenen Treibhauseffekts. Dabei bleiben von der «Tragödie der Allmende» bis zur Entwaldung des Mittelmeerraums in der Antike manche immer noch häufig kolportierte Mythen auf der Strecke, weshalb dem Buch auch eine über die Historikerzunft hinausgehende Leserschaft zu gönnen wäre. Ebenso wertvoll wie die beinahe enzyklopädische Vollständigkeit ist die Art und

Weise, wie Radkau die Erkenntnisse der rezipierten Einzelstudien zu vorsichtigen Generalisierungen verknüpft. Fast zu vorsichtig möchte man hier und da einwenden, auch wenn sich die Zurückhaltung angesichts der eingangs geschilderten Problematik ohne weiteres nachvollziehen lässt. Zentrale Schlussfolgerungen drohen so in diesem nicht zuletzt auch sehr umfangreichen Werk verloren zu gehen. Scheinbar triviale Aussagen wie diejenige, dass sich Umweltschutz auf Dauer nur schwer gegen Ortsansässige durchzusetzen lässt, dass die Gewährleistung der *property rights* aber andererseits vor einer verheerenden Übernutzung der Ressourcen nicht schützt, gewinnen an Bedeutung, wenn sie offensichtlich einer derart breiten Literaturschau standgehalten haben. Und wie ein roter Faden zieht sich die Beobachtung durch die Umweltgeschichte, dass wirkungsvolle Umweltpolitik vor allem dann gelingt, wenn sich die Liebe zur Natur mit der Angst um das eigene Wohlergehen verbindet. Das Buch wird allerdings weniger durch in dieser Art Verallgemeinerbares geprägt, als durch beharrliches Nachfragen des Autors bei scheinbar Altbekanntem. So stellt er der gewiss nicht ganz unbegründeten These einer Moderne im Zeichen von Säkularisierung und Verwissenschaftlichung unter dem Stichwort «moderne Naturreligion» wichtige gegenläufige kulturgeschichtliche Tendenzen gegenüber. Oder er stellt klar, dass die moderne Umweltbewegung mindestens ebenso stark durch den Glauben an technologische Durchbrüche (im Sinne von Amory Lovins) wie durch die grundsätzliche Ablehnung einiger Grosstechno-

logien geprägt ist. Und dass diese Umweltbewegung parallel zum Protest auf der Strasse schon recht bald die Klaviatur der parlamentarischen Einflussmöglichkeiten recht virtuos beherrschte. Es ist diese Art von unvoreingenommenem Abwägen der verschiedenen Entwicklungsstränge, die Radkaus Buch so wertvoll macht, auch wenn dabei zwangsläufig viele brennende Fragen offen bleiben müssen.

Bei alledem kommt jedoch die Lesefreude nicht zu kurz: Hinter Titeln wie «Das Mongolenreich und die *«unification microbienne du monde»*» verbergen sich spannende und immer auch mit einem Schuss liebevoller Ironie vorgetragene Geschichten. Nebenbei sei bemerkt, dass häufig und an oft prominenter Stelle auf Literatur aus der Schweiz verwiesen wird. Zumindest bei Radkau stehen die schweizerischen Umwelthistoriker offensichtlich hoch im Kurs.

Wohl zu Recht bezeichnet Radkau die Zeit nach dem 2. Weltkrieg als tiefste Zäsur in der Umweltgeschichte. Das grundlegend Neue sieht er nicht so sehr in der Ausbeutung nicht erneuerbarer Ressourcen, sondern im rasant beschleunigten Tempo und in der flächendeckenden Dimension dieses Prozesses, den er als letztendlich misslungene Amerikanisierung der Welt benennt. Seine Kritik gilt aber ebenso sehr der Öko-Bewegung, welche er für die heute weltweit einzige ideologische Alternative zur absoluten Hegemonie des privaten Gewinn- und Konsumstrebens hält, welche er aber einer unreflektierten Übernahme von Globalisierungstendenzen bezichtigt. Nicht zuletzt setzt er auch Fragezeichen gegen die von Grünen Parteien vertretene Fiskalpolitik: «Umweltsteuerpläne setzten sich wie selbstverständlich über das 100-jährige Streben der Sozialpolitik hinweg, das fiskalische Schwergewicht von den Verbrauchs- auf die Einkom-

mens- und Körperschaftssteuern zu verlagern.» (335) Dabei übersieht er wohl, dass gerade diese Sozialpolitik, verknüpft mit materialistischen Werten die «Massenkonsumgesellschaft» ermöglicht hat, welcher für einen grossen Teil der heutigen ökologischen Probleme die Verantwortung zuzuschreiben ist. Hier wäre wohl tiefer zu schürfen und es stellt sich angesichts der postulierten Neuheit der Phänomene schnell die Frage nach dem verbliebenen Wert umweltgeschichtlicher Kernerkenntnisse aus früheren Jahrhunderten: Nicht mehr die Düngerknappheit, sondern die Überdüngung bedroht die Landwirtschaft von heute.

Im Ganzen stellt Radkau «Natur und Macht» jedoch eine alles bisherige bei weitem übertreffende Grundlage jeder sich an den gegenwärtigen Problemen orientierenden Umweltgeschichte dar. Weitere synthetisierende Darstellungen, beispielsweise mit Einbezug auch quantitativer Herangehensweisen stehen nun auf festerem Grund.

Ueli Häfeli (Bern)

**LYMAN TOWER SARGENT
ET ROLAND SCHAER (SOUS LA DIR.)
UTOPIE
LA QUETE DE LA SOCIETE IDEALE
EN OCCIDENT**

PARIS, BIBLIOTHEQUE NATIONALE DE FRANCE,
FAYARD, 2000, 367 P., FF 430.-

Alors que ce siècle finissant se remet avec beaucoup de peine des totalitarismes ravageurs qu'il a connus, qu'il n'est plus guère question de «progrès» autre que technologique, et que le pragmatisme ambiant préfère penser la fin de l'histoire que l'avenir radieux, on ne peut que s'interroger sur le sens à donner au regain d'intérêt que connaît l'utopie. Résurgence d'un concept remis au goût du jour, ou



constat de sa mort définitive, la question est d'importance pour éclairer les doutes et les aspirations de notre époque.

Par bonheur, le lecteur bénéficie désormais, pour élaborer sa propre réponse à cette passionnante interrogation, du magistral catalogue intitulé *Utopie, la quête de la société idéale en Occident* que la Bibliothèque nationale de France publie à l'occasion d'une grande exposition organisée à Tolbiac durant le printemps et l'été 2000. Bien plus qu'un simple catalogue, cet ouvrage offre un véritable «état de la question», où le lecteur, introduit de façon synthétique dans une première partie aux multiples variations que le thème a connu des Grecs à la période contemporaine, peut ensuite cheminer à travers les âges et voir se développer les multiples facettes du paradigme utopique, soutenu dans cet exigeant parcours par une iconographie aussi riche que soignée.

Les utopies expriment toutes une forme de frustration, de mécontentement ou de peur devant l'état du monde, et offrent, au moins par la pensée, la possibilité de s'en évader pour un certain temps. L'invention de mondes imaginaires et de contrées fabuleuses semble une constante de notre histoire. Jardin d'Eden, âge d'or, Arcadie ou pays de Cocagne mettent en scène des humains qui vivent heureux dans l'abondance, la sécurité et l'union, sans effort, tout naturellement. A côté de ces élysées généreusement offertes par les dieux, un autre courant se développe, volontariste celui-là, faits de récits dans lesquels l'homme se forge un monde à sa convenance; il n'attend plus des dieux qu'ils lui imposent une organisation, aussi parfaite puisse-t-elle être, mais au contraire se pense et se projette. La société, désormais créatrice d'elle-même (Alain Touraine, 28), continue certes à rêver à un monde meilleur, mais réalise qu'il lui faudra le

créer de toute pièce, et donc le penser jusque dans ses moindres détails.

L'archétype de cette forme particulière de réflexion sur l'état du monde présenté sur le mode de l'imaginaire naît en 1516 sous la plume de Thomas More, qui non seulement invente le mot «utopie» mais en plus donne au genre une richesse sémantique que nous ne sommes pas prêts d'épuiser. L'utopie de More inaugure formellement une nouvelle relation entre l'imaginaire et le réel, entre la fiction et l'action qui ne cessera de s'enrichir au fil des siècles. Si l'harmonie règne sur l'île d'Utopia, c'est par des moyens très humains qu'elle est réalisée: un bon gouvernement, une hiérarchie stricte, une obéissance sans faille. Le génie de Thomas More, la modernité de sa vision tient à sa confiance totale dans les capacités humaines, malgré les petites choses dont l'homme est capable. L'«autre monde» peut être de ce monde (R. Schaefer, 16-18).

Cette voie prometteuse sera abondamment explorée, d'abord dans l'espace, puis dès la fin du 18e siècle, dans le temps. Le changement est d'importance: il ne s'agira bientôt plus, pour le créateur d'utopie, d'explorer le seul spectre des possibles, mais bien d'anticiper rationnellement le devenir historique des sociétés humaines. Les penseurs socialistes et particulièrement communistes useront abondamment du procédé au 19e siècle pour convaincre leurs lecteurs du bien-fondé de leurs théories qui, présentées de cette manière attractive, n'en devenaient que plus crédibles. Les critiques n'ont pourtant pas manqué, qui dénonçaient les zones d'ombre, les risques et les silences de ces récits, en utilisant la même technique dans une sorte d'effet-miroir. Le 20e siècle a malheureusement pu vérifier à travers les totalitarismes tout ce que la foi absolue dans la perfectibilité de l'homme recherchée au prix d'un

volontarisme radical et violent peut avoir de pervers et de destructeur (cf. Frédéric Rouvillois, 316–327). Les anti-utopies d'un H. G. Wells ou d'un A. Huxley, qui nous hantent et nous interrogent encore, n'en prennent que plus de relief.

L'ouvrage, outre ces traits généraux, approfondit de multiples autres déclinaisons du thème principal, comme le rôle très particulier joué par l'Amérique, terre nouvelle choisie par nombre d'utopistes, qu'ils soient Jésuites, Quakers, Mormons ou Saint-Simoniens. Ou encore la relation traditionnellement privilégiée de l'utopie à la ville, longtemps perçue comme planifiable jusque dans les moindres détails, incarnation parfaite de la domination de l'homme sur les forces de la nature. Dès l'œuvre de More, l'espace bâti des cités joue un rôle central dans l'institutionnalisation des sociétés humaines, un espace au temps arrêté, inaltérable, et très vite invivable. Il aura fallu le renouvellement de la pensée urbaniste et architecturale contemporaine pour prendre conscience que loin d'être docilement soumise à la rationalité humaine, la ville est par essence mouvante, tissée au travers de temps superposés, en équilibre toujours instable entre les besoins individuels et collectifs.

Sujet éminemment délicat, l'utopie donne lieu aux avis les plus tranchés, de Jacques Attali (*J. Attali, Fraternités*, Paris 1999) qui y voit un indispensable moteur de l'action, à Jean-François Revel (*J.-F. Revel, La Grande parade*, Paris 2000), pour qui la pensée utopique n'est que l'inspiratrice des pires sociétés totalitaires. Le grand mérite de l'ouvrage de la BNF réside justement dans son souci de mesure. L'utopie est avant tout, l'histoire nous le rappelle, un genre littéraire d'une richesse étonnante qui n'en finit pas de susciter réflexions et débats. Fiction sans doute nécessaire, l'utopie donne la

144 ■ mesure de la distance qu'une société est

capable de prendre avec elle-même. Peut-être faut-il plus que jamais prendre soin de ce formidable laboratoire dans lequel de nouvelles voies, autant de futurs possibles, peuvent à loisir être rêvées.

(Une visite de l'exposition est encore possible, de façon toute virtuelle, sur le remarquable site que la BNF a ouvert à l'adresse: <http://www.bnf.fr/web-bnf/expos/utopie/index.htm>. Parfait complément au catalogue, il offre en outre des dossiers thématiques ainsi qu'un imposant corpus de 550 volumes consacrés uniquement à la littérature de l'utopie, des origines au début du 20^e siècle. Près de la moitié des textes datent toutefois du 18^e siècle. Ces ouvrages sont présentés essentiellement en fac-similé, quelques-uns étant néanmoins numérisés et disponibles en texte intégral.)

Françoise Dubosson (Genève)

**CHRISTIAN LÜTHI, MANUELA ROS,
ANNEMARIE ROTH, ANDREAS
STEIGMEIER
ZOFINGEN
IM 19. UND 20. JAHRHUNDERT
EINE KLEINSTADT SUCHT
IHRE ROLLE**

VERLAG HIER + JETZT, BADEN 1999, 391 S., FR. 78.–

**THOMAS FUCHS, STEPHAN
HEUSCHER, OSKAR KELLER,
MICHAEL KUNZ, PETER WITSCHI
HERISAU
GESCHICHTE DER GEMEINDE
HERISAU**

APPENZELLER VERLAG, HERISAU 1999, 491 S., FR. 89.–

Bereits vor einiger Zeit sind diese zwei umfangreichen Ortsgeschichten erschienen. Auf den ersten Blick ähneln sich die zwei Publikationen. Aufwändig gemacht und schön gestaltet, knapp 400 respektive 500 Seiten umfassend, durchgehend vier-



farbig, reich illustriert, auch mit statistischem Material nicht geizend, komplett mit ausführlichem Anmerkungsapparat und Bibliografie hat man einiges in der Hand. Beide Ortsgeschichten sind von Teams von Autorinnen und Autoren verfasst. Soweit passen die zwei Bücher in die Reihe jüngst erschienener Lokalmonografien (Frauenfeld, Amriswil, Hinwil).

In wesentlichen Punkten aber unterscheiden sich die zwei Ortsgeschichten. Wie im Titel bereits erwähnt, beschäftigen sich die Autorinnen und Autoren der Zofinger Geschichte ausschliesslich mit den letzten zwei Jahrhunderten und versuchen den Erzählstrang jeweils auf einen bestimmten Aspekt hin zu fokussieren. Der Fall Herisau liegt anders. Hier geht es den Autoren darum, einen möglichst breiten und umfassenden Zugang zur Geschichte des Ortes zu finden, der mit der Beschreibung topografischer Gegebenheiten im Mitteltertiär beginnt und mit der Abstimmung über den Proporz bei den Wahlen in den Kantonsrat im Herbst 1997 endet.

Allerdings wird beim Durchblättern des Inhaltsverzeichnisses der Herisauer Geschichte – immerhin fünf Seiten – rasch ersichtlich, dass auch in diesem Buch ein Thema leitend im Vordergrund steht: Das Wachstum der Gemeinde. Von der eigenständigen Gemeinde (bis ca. 1600), über den Marktflecken zum Handelszentrum (bis 1830), zur Industriestadt (bis 1914) und schliesslich zum Regionalzentrum in der Agglomeration St. Gallen. Die schiere Menge und die Vielfalt der Aspekte und Anekdoten, die in diesem Rahmen dargestellt werden, sind beeindruckend. Landwirtschaftliche Spezialisierungen, die Entwicklung von Handwerk und Gewerbe, kriegerische Konflikte, Widerstandsformen, Religionsfragen, Herrschaftspolitik, Kommunalisierung und Verwaltungsproblematik

allein auf den ersten 80 von 500 Seiten. Der Anspruch der Autoren, «ein möglichst umfassendes Bild vom Wandel zu vermitteln, welchem das Gemeinwesen Herisau und seine Einwohnerschaft unterworfen waren» (Thomas Fuchs in der Einleitung), führt dazu, dass bei den Leserinnen und Lesern wohl kaum ein Wunsch offen bleibt, was die Fülle der Informationen betrifft. Ob dies aber der Lesbarkeit des Buchs zuträglich ist, muss zumindest dahin gestellt bleiben. Weniger wäre in diesem Fall wohl oft mehr. Allerdings lässt sich die Herisauer Ortsgeschichte auch anders lesen, als mit der Alpenbildung im Tertiär zu beginnen um schliesslich bei der Proporzabstimmung 1997 anzukommen. Es ist unbestreitbar ein Verdienst dieses Buchs, dass die vielen Abbildungen und insbesondere die thematischen Einschübe (Quellentexte, Anekdoten, Kurzbiografien etc.) dazu anregen, mit dem Lesen einfach irgendwo in den 500 Seiten einzusteigen, um sich dann nach vorne oder zurück weiterzuarbeiten.

Die Autorinnen und Autoren der Zofinger Geschichte wählen einen anderen Weg. Die Veränderung des Ortsbildes, das bauliche Wachstum und die Zunahme des Verkehrs werden in einem vorangestellten Kapitel geschildert. Damit haben sich die Autorinnen und Autoren der Aufgabe entledigt, in den späteren Kapiteln immer wieder auf den Stand dieser Entwicklungen hinzuweisen. Die folgenden Kapitel behandeln jeweils einen Aspekt, der für die behandelte Zeit besondere Bedeutung besitzt. Der Aufbau ist wie bei der Herisauer Geschichte chronologisch, ohne sich dadurch aber in der Auseinandersetzung mit den zentralen Aspekten eines jeden Kapitels zu sehr einschränken zu lassen. Der Entschluss, nicht zu jeder Zeit alles zu referieren, dafür aber das zu seiner Zeit (in den Augen der Autorinnen und Autoren) Bedeut-

same und wohl auch gut Dokumentierte, kommt dem Buch zugute. Politik-, wirtschafts- und sozialgeschichtliche Themen halten sich in etwa die Waage in der Zofinger Ortsgeschichte. Die politischen Wirren um die Kantonszugehörigkeit um 1800, Landwirtschaft und Fabrikindustrie in der Mitte des 19. Jahrhunderts, Zofingen als freisinnige Hochburg 1848, Alltagsleben, Sozialpolitik um die Jahrhundertwende, Gemeindepolitik und Verwaltungsfragen, Eisenbahnbau und Wandel in der Textilindustrie nach der Jahrhundertwende, der Ausbau der Infrastruktur, 1. und 2. Weltkrieg, Streiks und Armut, Hochkonjunktur, Immigrantinnen und Immigrantien und Planungsfragen in der Nachkriegszeit, Jugendkultur, Frauenemanzipation und kulturelles Leben: Dies sind in groben Zügen die Inhalte der 10 Kapitel.

Die thematische Gliederung ermöglicht Vergleiche mit anderen unlängst erschienenen Ortsgeschichten. Dabei fällt auf, dass nicht bloss der grosse Bogen ähnlich, wenn nicht nahezu identisch ist, mit zum Beispiel der 1996 erschienenen Geschichte der Stadt Frauenfeld oder der Geschichte Amriswils von 1999. Auch einzelne Episoden, wie der Kampf um bessere Eisenbahnverbindungen im 19. Jahrhundert, die lokale Beiz als Treffpunkt der Frontisten in den 1930er-Jahren, das Ringen von Behörden und Kulturschaffenden um einen Veranstaltungssaal in der Gemeinde, die Auseinandersetzungen ums Jugendzentrum, all das scheint sich nun an anderem Ort zu wiederholen. Die meisten dieser Aspekte finden sich auch in der Herisauer Geschichte. Nur sind sie dort versteckter und weniger deutlich als Ereignisse von besonderer Bedeutung herausgearbeitet. Vielleicht – ist man versucht zu sagen – sogar zu Recht. Wenn in jeder zweiten Schweizer Gemeinde immer wieder dasselbe geschah, was sollen dann Lokal-

historikerinnen und -historiker damit anfangen –, wo bleibt da die Freude am Aussergewöhnlichen? Aber wenn aus scheinbar singulären Ereignissen allgemeine Tendenzen und offenbar weit verbreitete Phänomene werden, dann gewinnen Ortsgeschichten, indem sie zu wertvollen Quellen für überregionale oder themenspezifische Untersuchungen mit einer allgemeineren Aussagekraft werden. Neuere Ortsmonografien sind anschauliche Beispiele dafür, wie ausgehend von allgemeinen Fragestellungen in der Untersuchung lokaler Gegebenheiten ein erstaunlicher Fundus an Ergebnissen zu Tage gefördert wird, der Ausgangspunkt weiterführender Untersuchungen sein kann oder solche auch erst anzustossen vermag. Die Bücher zu Zofingen und Herisau belegen dies beide, auch wenn sie sich, was Aufbau und Anspruch angeht, wesentlich unterscheiden.

Zugespitzt formuliert haben wir es hier mit einer Ortsgeschichte im traditionellen Sinn (Herisau) und einer der neueren Art (Zofingen) zu tun. Der Anspruch so umfassend wie möglich zu sein steht einer bewusst getroffenen Auswahl an Themen innerhalb eines beschränkten Zeitraums gegenüber. Vorzüge und Nachteile beider Formen lassen sich hier nicht abschliessend beurteilen. Sie werden je nach Forschungsinteresse, Fragestellung und Vorkenntnissen, mit denen an die Lektüre herangegangen wird, hervortreten. Dabei darf eines bei der kritischen Auseinandersetzung mit Veröffentlichungen dieser Art nicht vergessen gehen. Die Autorinnen und Autoren von Ortsmonografien stehen stets vor der Aufgabe, sich zu entscheiden, welche Art von Geschichte sie ihrem wichtigsten Publikum, den Einwohnerinnen und Einwohnern der beschriebenen Gemeinde, vorlegen wollen. Eine Antwort auf diese Frage zu finden, scheint mir die eigentliche Herausforderung für die Verfasse-



rinnen und Verfasser von Ortsgeschichten zu sein. Der letzte Schluss in dieser Sache sind auch die Publikationen zu Herisau und Zofingen noch nicht. Eines aber machen sie deutlich spürbar: dicker und schwerer sollten Ortsgeschichten nicht mehr werden, schliesslich soll man sie öfters mal zur Hand nehmen.

Thomas Meyer (Zürich)

**«CINEMA»
INTERVALLES. REVUE CULTURELLE
DU JURA BERNOIS ET DE BIENNE**

NO 55, AUTOMNE 1999, FR 25.–

Qui a dit que tout ce qui se fait en Suisse se fait désormais à Zurich? Une très mauvaise langue sans doute, surtout lorsqu'il s'agit d'histoire régionale et d'histoire de cinéma, dans une perspective non nécessairement cinéphilique. Au sein d'une riche collection globalement consacrée à la littérature et aux arts, ce numéro de la revue *Intervalles*, confié à un collectif d'auteurs, complète une série de publications romandes qui fondent un nouveau savoir sur le développement du cinéma en Suisse. Pour mémoire, rappelons les articles publiés dans les revues *Equinoxe* (1992), *Mémoire Vive*, *pages d'histoire lausannoise* (1993), *Musée neuchâtelois* 4 (1995) ou le beau dossier de la *Revue historique vaudoise* (1996).

Ce numéro d'*Intervalles* mérite l'attention puisqu'il montre qu'histoire, sauvegarde du patrimoine et animation culturelle peuvent aller de pair. A la sortie du numéro, une projection des films restaurés avec le soutien de Memoriav, a été programmée à la Neuveville. Une expérience qui a déjà rencontré de larges succès en d'autres lieux (Lausanne, Vevey par exemple) et qui devrait inciter plus souvent les historiens à faire partager

leurs connaissances par d'autres créneaux que l'écrit. L'écrire ici fera évidemment sourire, mais les paradoxes sont suffisamment nombreux pour se permettre d'en ajouter un à notre large panoplie.

Le numéro donc: trois volets intitulés «recherches», «subjectivités» et «pratiques». Le premier volet de ce numéro d'*Intervalles* rassemble six contributions relevant de démarches très différentes. Le lecteur sera ainsi amené à faire une «promenade» littéraire décrivant la riche collection Piasio d'anamorphoses, d'appareils en tous genres (kaléidoscopes, zootrope, thaumatorpe, caméras, projecteurs...), d'affiches rassemblées au musée Neuhaus de Biemme. Le lecteur plus sensible aux beautés des corps et au naturisme pourra toujours tenter de répondre à l'avis de recherche lancé par Roland Cosandey qui analyse des brochures et les échos de projections de films d'un militantisme inattendu.

Il pourra surtout se rendre compte – chose fort instructive – que le travail de bénédictin propre à tout relevé systématique, permet non seulement d'établir des faits mais dans le cas présent de remettre en cause des lieux communs. Une des belles conclusions de ce dossier est de démontrer effectivement, qu'en matière de projection cinématographique, la Suisse n'a pas été en «retard» mais s'est inscrite de manière synchrone dans un large mouvement européen de diffusion d'images animées. Fi donc du supposé «conservatisme culturel» helvétique ou de l'image poisseuse d'un «pays par nature réfractaire à l'innovation» qui domine la vision générale de l'histoire des débuts du cinéma en Suisse.

Quatre textes courts en forme de témoignage animent le volet «subjectivités». Souvenirs directs de projections qui n'avaient rien à voir avec l'offre des multiplex de notre époque. Petits textes

simples, pleins d'émotions, que l'on prend plaisir à découvrir.

Le numéro s'achève en présentant des lieux, des salles, des architectures et des «pratiques» cinématographiques contemporaines: à Bienne, Tavannes, St-Imier, Malleray-Bevilard, La Neuveville. Un état des modes de consommation de l'industrie cinématographique. Un bon numéro qui doit être lu!

Frédéric Sardet (Lausanne)

**RUDOLF JAUN
PREUSSEN VOR AUGEN
DAS SCHWEIZERISCHE OFFIZIERS-
KORPS IM MILITÄRISCHEN UND
GESELLSCHAFTLICHEN WANDEL
DES FIN DE SIECLE**

CHRONOS, ZÜRICH 1999, 501 S., FR. 68.–

Leicht macht es der Zürcher Militärgeschichtler dem Leser nicht gerade. Rudolf Jauns geschichtswissenschaftliche Habilitationsschrift kommt sehr szientistisch daher, in einer unnötig komplizierten Sprache. Zu fragen wäre, was mit einem universitären Wissenschaftsbetrieb los ist, der eine Wortakrobatik hervorbringt, die doch mehr verdunkelt als erhellt und die – in diesem Falle – selbst den militärgeschichtlich interessierten Leser verstört? Zu fragen wäre auch, ob es politische Gründe gibt, die es geraten erscheinen lassen, gleichsam die Flucht in den Elfenbeinturm und in eine elitäre Terminologie anzutreten?

Für einen Rezensenten, der selbst kein Schweizer ist, der aus eigener Erfahrung aber sehr wohl weiss, dass die Militärgeschichtsforschung in den meisten Ländern in einem Spannungsverhältnis zum politischen Umfeld steht, sind hier einige eher beiläufige Bemerkungen Jauns von Interesse. Er schätzt sein Thema als brisant ein und begründet dies

folgendermassen: Sozialgeschichtliche Untersuchungen des Militärs bewegten sich in der Schweiz in einem «politisch polarisierten Umfeld». Die Truppenführung erwarte vom Militärgeschichtler, dass er deren Perspektive einnehme, und strafe ihn andernfalls mit dem Diktum der Inkompetenz ab. Gleichzeitig erwarte eine zunehmend militärkritisch gewordene Öffentlichkeit von den Historikern entsprechende Unterstützung (5). Jaun distanziert sich von beiden Forderungen und definiert sich in der Weise, dass seine Untersuchung zu einer – in der Schweiz noch eher in den Kinderschuhen steckenden – «Sozialgeschichte des Militärs» beitragen solle. Dieses lobenswerte Vorhaben versucht er einzulösen, indem er sich an Deutungsmustern der deutschen Gesellschaftsgeschichte orientiert. So überprüft er beispielsweise, ob es in der Schweiz eine Analogie zur «Feudalisierung» des preussischen Offizierskorps gab oder nicht. Schnell stellt sich heraus, dass es andere Faktoren waren, die auf die schweizerische Entwicklung einwirkten.

Das Thema wird folgendermassen umrissen: «Die vorliegende Arbeit macht es sich zur Aufgabe, auf dem Hintergrund der langen militärischen und sozialen Entwicklung des schweizerischen Offizierskorps die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts einsetzende Adaption preussisch-deutscher Disziplinierungs- und Führungsformen in der schweizerischen Milizarmee zu rekonstruieren und zu analysieren.» (13) Dazu muss man Folgendes wissen: In der Zeit zwischen 1890 und 1914 stand die Entwicklung des schweizerischen Offizierskorps im Zeichen beträchtlicher Veränderungsprozesse. Es gab damals in der Alpenrepublik ernsthafte Bestrebungen, das eigene Militär gleichsam zu preussifizieren, das heisst, spezifisch preussische Vorstellungen von Disziplin und Führungsstil zu übernehmen. Der Sachverhalt



selbst – dass es solche Tendenzen zu einer Verpreussung der Schweizer Armee gegeben hat – wurde in der Forschung häufig ausgeklammert oder verschleiert.

Wenig bekannt ist, in welchem Ausmass sich diese Tendenzen durchzusetzen vermochten und dass sie noch vor dem Ersten Weltkrieg zur dominanten Strömung wurden. Schliesslich sind diese Bestrebungen aus heutiger Sicht – besonders vor dem Hintergrund unseres Wissens um die Folgen des preussisch-deutschen Militarismus in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts – nicht ohne weiteres verständlich und daher erklärungsbedürftig. Warum hatten einflussreiche Offiziere der Schweizer Milizarmee um die Jahrhundertwende ausgerechnet «Preussen vor Augen»? War doch Preussen der Militärstaat par excellence, der Hort des Militarismus, ein traditionell von einem Militäradel beherrschter Obrigkeitsstaat, dem alles Republikanische fremd war!

Rudolf Jaun ist sich der strukturellen Unterschiede zwischen der mächtigen preussisch-deutschen Militärmonarchie und dem republikanischen Kleinstaat Schweiz im Prinzip bewusst: «In Deutschland kommandierte ein möglichst aus dem Adel rekrutiertes Offizierskorps ein aus rechtsunterworfenen Staatsangehörigen [...] gebildetes Heer.» In dem liberal-demokratischen Verfassungsstaat Schweiz dagegen gab es eine Milizarmee, in der Staatsbürger unter der Führung von Offizieren dienten, die sich selbst ebenfalls als Staatsbürger begriffen – und nicht als Angehörige einer politischen Herrschaftsschicht wie in Preussen-Deutschland. Die Schweiz verfügte über kein stehendes Heer und über kein Berufsoffizierskorps. Die Milizarmee diente ausschliesslich dem Landesschutz, und die Motivation der Milizsoldaten war insofern eindeutig. Andererseits war das preussisch-deutsche Militär

eben nicht auf die Funktion der Landesverteidigung beschränkt. Die Reichsgründung war durch drei – nur mühsam als «Verteidigung» kaschierte – Offensivkriege zustande gekommen, und im Zeitalter des Imperialismus ab 1890 bildete der Aggressionskrieg zur Erkämpfung eines «Platzes an der Sonne» eine ständige Option der deutschen Politik. Diesen grundlegenden Unterschied beachtet Jaun zu wenig. Möglicherweise haben ihn auch jene Offiziere verkannt, die seinerzeit das preussische Vorbild auf die Schweizer Armee übertragen und der «gemütlichen Milizarmee» den Garaus machen wollten.

Jaun legt im 1. Hauptteil seiner Arbeit die Entwicklung des Schweizer Milizsystems im 19. Jahrhundert dar, besonders den Wandel der Funktion der Offiziere. Im II. Teil analysiert er jene neuen Tendenzen im schweizerischen Offizierskorps, die einer Hinwendung zum preussisch-deutschen Militärgeist das Wort redeten und die mit dem Namen des späteren Generals Ulrich Wille untrennbar verbunden sind. Im III. Teil wird untersucht, wie sich dieser «Neue Geist» im Truppenalltag einerseits und in der schweizerischen Zivilgesellschaft andererseits auswirkte. Schliesslich prüft der Autor im IV. Teil seiner Untersuchung, wie sich die Übernahme des preussisch-deutschen «Militärgeistes» in der fraglichen Zeit (1875–1914) auf die Rekrutierung des schweizerischen Offiziersnachwuchses auswirkte. Das heisst also, ob die «Verpreussung» einen tief greifenden, auch die schweizerische Zivilgesellschaft einbeziehenden Wandel hervorgerufen hat.

Die von Ulrich Wille angeführte «Neue Richtung» im schweizerischen Offizierskorps wollte die preussischen Erziehungs- und Führungsgrundsätze auf die Schweizer Milizarmee übertragen. Sie begründete dieses Erfordernis mit einem ideologischen Argument, das ebenfalls

aus der deutschen Szene übernommen wurde: Es sei gleichsam das Wesen des Staates, kriegsfähig zu sein. Darin bestehe seine eigentliche Funktion. Das Militär müsse daher mit den modernsten und effektivsten Mittel kriegstauglich gemacht werden, auch im Hinblick auf die Einstellung der Soldaten. Des Weiteren wurde die heroisierende Deutung des Krieges als Medium der gesellschaftlichen Regeneration übernommen. In der Summe handelte es sich nicht nur um ein militärisches Reformprogramm, sondern zugleich um ein Programm zur Militarisation von Staat und Gesellschaft. Diese Tendenz zeigte sich nicht zuletzt in einem gewandelten Männlichkeitsideal. Der männliche Mann sollte kriegerisch sein.

Nun meint Jaun, es habe sich bei diesem Prozess nicht bloss um eine Übernahme von Ideologie gehandelt, die dem «Zeitgeist» entsprach. Vielmehr lasse sich der Rekurs auf das preussische Vorbild, so eine seiner zentralen Thesen, auch auf rein militärische Entwicklungen zurückführen, nämlich «auf die Gefechtsfeldrevolution des späten 19. Jahrhunderts» (25). Damit meint er die neuartige Form des technisierten Krieges, in dem die Kriegsmaschinen eine bislang so nicht da gewesene Rolle spielen würden. Sie habe einerseits eine Professionalisierung der Offiziere erforderlich gemacht, andererseits ein strikt an dem Grundsatz von Befehl und Gehorsam orientiertes militärisches Herrschaftsprinzip. Die Vertreter des «Neues Geistes» verlangten daher ein Abgehen von der traditionellen, nunmehr als romantisch verspotteten Vorstellung, dass der Milizsoldat aus staatsbürgerlicher Einsicht seinen Gehorsam leiste.

Damit hätte eigentlich klar sein müssen, dass eine Kopie des preussischen Vorbilds für die kleine Schweiz sich nicht auf den innermilitärischen Sektor der Disziplinierungs- und Führungsgrundsätze beschränken lassen würde. Sie

musste vielmehr die republikanische und zivilgesellschaftliche Verfasstheit der Schweiz insgesamt tangieren. So wundert es denn nicht, bei Jaun als schwerwiegendes Fazit zu lesen, dass General Ulrich Wille «bereit war, wenn nötig die liberaldemokratische Staatsform für eine militärkonformere Staatsform fallen zu lassen» (210). Und weiter: «Aus dieser rein militärischen Position bekämpfte er alle politischen und sozialen Hindernisse der <Kriegstauglichkeit>, die sich aus dem schweizerischen Föderalismus, der politischen und militärischen Milizverwaltung und der schweizerischen Gesellschaftsformation ergaben. Aus militärischer Perspektive war er nicht bereit, den Bürger als Staatsbürger anzuerkennen, sondern glaubte, den Bürger mit soldatischer Männlichkeit kampftauglich machen zu müssen. Im weitgehend erfolgreichen Versuch, die Autorität der Milizoffiziere zu heben und die reflexhafte Disziplin der Milizsoldaten zu stärken, zeigten sich aber auch die Grenzen der Leitbilder Ulrich Willes.» (446)

Sein Erfolg blieb somit partiell. Es gelang ihm und seinen Anhängern, «auf die Mentalität und den Führungshabitus der Schweizer Offiziere einen erheblichen Einfluss auszuüben und mehrheitlich ein autoritäres Dienst- und Führungsverhältnis zwischen Milizoffizieren und Milizen durchzusetzen» (447). Das zeigte sich unter anderem im Schweizer Militärorganisationsgesetz von 1907. Allerdings wurde seine Wirkung durch die republikanischen Standards in der politischen und gesellschaftlichen Sphäre des Landes in Schranken gehalten. Die föderalistische Organisation der Schweiz verhinderte auch eine grundlegende Änderung der Rekrutierungsgrundsätze für die Milizoffiziere. Die Frage, weshalb die «Neue Richtung» Willes dennoch so erfolgreich sein konnte, beantwortet Jaun damit, dass sie modernere militärische



Führungsleitbilder vertrat und dass sie mit den Idealen «Herrentum und Männlichkeit» Statussymbole anbot, die Männern aus aufsteigenden sozialen Schichten attraktiv erschienen.

Während das schweizerische Milizheer im 19. Jahrhundert keine eigene, von der Gesellschaft separierte staatliche Institution darstellte, sondern wie alle anderen Bereiche auch der Selbstverwaltung unterworfen war, entwickelte sich nun auch das Schweizer Militär ansatzweise zu einer eigenständigen staatlichen Institution. Aber ihr Einfluss blieb, anders als in Preussen, begrenzt. So kann Jaun zum Abschluss seiner voluminösen Habilitationsschrift feststellen: «Die bürgerlich-föderalistische Gesellschaftsformation der Schweiz erwies sich als resistenter Weltenbrecher gegen rein militärische Vorstellungen.» (453) Eine Zeit lang stand dem Schweizer Militär «Preussen vor Augen», aber die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die sich die Schweiz gegeben hatte – und dazu gehörte auch ihr Status als neutraler Kleinstaat –, verhinderten letztlich, dass sich daraus ein militaristisches System wie in Preussen-Deutschland entwickeln konnte.

Wolfram Wette (Freiburg i. Br.)

**RUEDI BRASSEL-MOSER
«DAS SCHWEIZERHAUS
MUSS SAUBER SEIN»
DAS KRIEGSENDE 1945
IM BASELBIET**

VERLAG DES KANTONS BASEL-LANDSCHAFT,
LIESTAL 1999, 228 S., ILLUSTRIRT, FR. 39.–

Der Situation am Ende des Zweiten Weltkriegs hat die schweizerische Historiografie bisher nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt, obwohl gerade jene Wochen und Monate entscheidend für die zukünftige

Position der Schweiz in der Nachkriegswelt waren. Am Beispiel des Kantons Baselland, wo die Diskussionen über die Kriegsjahre und die Zukunft sehr heftig verliefen, lassen sich die damaligen Vorgänge gut aufzeigen und somit dem Gedächtnis wieder zuführen.

Die Studie des Historikers und Politikers Ruedi Brassel-Moser ist im Rahmen des Forschungsprojekts «Erfahrungen von Frieden und Krieg im Kanton Baselland im 20. Jahrhundert» unter dem Patronat der Forschungsstelle Baselbieter Geschichte entstanden. Der Autor widmet seine Aufmerksamkeit den Vorgängen im Kanton Baselland unmittelbar nach Kriegsende, bezieht aber den gesamtschweizerischen Kontext mit ein. Der Text gliedert sich in zwei Teile: die öffentliche Thematisierung von Krieg und Kriegsende unmittelbar nach dem 8. Mai 1945 im Baselbiet und die Analyse des Begriffs der «Säuberung» sowie dessen Auswirkungen in der Praxis. Den Schwerpunkt legt der Autor auf die Säuberung der Schweiz von Nationalsozialisten – Faschisten gab es im Kanton kaum. Ausgangspunkt seiner Untersuchung bildet die These, dass die verspätete Konfrontation der Schweiz mit ihrer Geschichte seit Mitte der 90er-Jahre, und die dadurch entstandene Verengung des Geschichts- und Selbstbilds darauf zurückzuführen sei, dass sich nach dem Krieg keine oder eine nur sehr selektive kritische Auseinandersetzung mit der jüngsten Vergangenheit entwickeln konnte, obwohl Ansätze dazu durchaus vorhanden waren.

Der erste Teil behandelt die soziale, wirtschaftliche und politische Situation des Kantons zur Zeit des Kriegsendes und bezieht ebenfalls die Alltagserfahrung der Bevölkerung ein. Anregender als die Darlegung dieser Parameter, die meist für die ganze Schweiz galten und als solche auch zum Teil bereits bekannt sind, ist die Analyse der Semantik der Anspra-

chen, die kantonale und eidgenössische Behördenmitglieder anlässlich der Siegesfeierlichkeiten an die Öffentlichkeit richteten. Die Analyse dieser Reden macht sehr gut nachvollziehbar, wie die Vermeidung der genauen Benennung der Geschehnisse einen Selbstbetrug einleitete, der die kritische Auseinandersetzung mit den gemachten Erfahrungen verhinderte. Gemäss offizieller Sprachregelung war die Schweiz vom Krieg «verschont» geblieben, eine Situation, die sich nur mit Kategorien wie «Glück», «Schicksal» und «Wunder» fassen liess. Die Neutralitätsdoktrin fand damit, wie der Autor anschaulich zeigt, ihre Fortsetzung in der Neutralisierung der Sprache.

Im Gegensatz zu dieser neutralisierenden Tendenz zeigt Brassel-Moser anhand einiger Beispiele, dass in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch Ansätze einer nachdenklichen Haltung bestanden, die kurz darauf aber in Vergessenheit gerieten. So sprach der Basellandschäftler Publizist Ernst von Schenck in einer im Mai 1945 ausgestrahlten Radiosendung vom «grausigen Schweigen, hinter dem sich, wie wir wussten, die Seufzer und Schreie der gequälten und misshandelten Menschenwürde verbargen» (50). Im Unterschied zu älteren Arbeiten macht der Autor neben diesem Hinweis auf den Wissensstand der Zeitgenossen ein Schuldbewusstsein fest und zeigt, dass eine alternative, reflektierte Entwicklung möglich gewesen wäre. Bedauerlich ist, dass Brassel-Moser nicht auch die aktuellen Publikationen zur Haltung der protestantischen Kirche diskutiert, die ähnliche Resultate festhalten (insbesondere Hermann Kocher, *Rationierte Menschlichkeit*, Zürich 1996).

Der zweite Teil behandelt die «Säuberungen», die in verschiedenen Etappen erfolgten. Nach einer Analyse des metaphorischen Gehalts des Säuberungsbegriffs, der zunächst für das Schneiden

von Bäumen verwendet worden war, geht der Autor auf die zentrale Problematik des Begriffs der Säuberung ein: durch die Gleichsetzung des «Unsauberen» mit dem «Anderen» wurde zugleich das «Eigene» als «sauber» und damit «schweizerisch» entworfen. Mit dieser auf einer Konstruktion basierenden Ausgrenzung des «Unsauberen» wurde die von Brassel-Moser kritisierte Nichtbewältigung der Vergangenheit eingeleitet.

Die «Säuberungen» richteten sich zunächst gegen ausländische Nationalsozialisten und Faschisten, die man relativ einfach abschieben konnte, danach wurden die «Verräter» aus den eigenen Reihen, insbesondere die Unterzeichner der «Eingabe der 200», ins Visier genommen. In einem Abschnitt zum internationalen Kontext zeigt der Autor, dass es sich bei diesen Säuberungswellen um ein gesamteuropäisches Phänomen handelte. Obwohl dies zweifellos zutrifft, bleibt unklar, ob in der Schweiz nicht auch ohne die Entwicklung im Ausland und ohne den Druck der Alliierten genügend Potential für die Säuberungen vorhanden gewesen wäre. Die Darlegung der rechtlichen Grundlagen für die Ausweisungen durch den Bund und die Kantone zeigt im Übrigen deutlich, dass trotz der Existenz von Richtlinien die Entscheidungsträger im Einzelfall über einen grossen Ermessensspielraum verfügten und dass die ganze Aktion rechtlich auf wackligen Füüssen stand.

Die zögerliche Behandlung der Ausweisungen durch die Behörden bot in der Schweiz und auch im Kanton Raum für die Entladung der Frustrationen, die sich durch das Vollmachtenregime und dem damit zusammenhängenden Gefühl des Ausgeliefertseins angestaut hatten. Der in der Bevölkerung weit verbreitete Eindruck, dass nur unbedeutende Personen ausgewiesen würden, die grossen Fische hingegen unbeschadet davon kämen –



Brassel-Moser führt diesen Aspekt anhand des Beispiels des Industriellen Hans von Opel aus –, verstärkte diese Krise, für die der Autor den bereits damals eingeführten Terminus «Malaise» verwendet. Erst nachdem die Öffentlichkeit in den Unterzeichnern der «Eingabe der 200» die eigentlichen Sündenböcke festmachen konnte, beruhigte sich die Lage wieder.

Die Studie von Ruedi Brassel-Moser löst den in der Einleitung formulierten Anspruch, «den Zugang zu dem zu finden, was in der unmittelbaren Nachkriegszeit im Kanton, in der regionalen Presse, im Dorf vor sich gegangen ist», nur punktuell ein. Zwar zieht sich die Instrumentalisierung der Säuberungsthematik durch die politischen Lager gleichsam als roter Faden durch das Buch und auch die Pressedebatten werden ausführlich behandelt. Die sozialgeschichtliche Orientierung hätte aber durch eine Vertiefung der Mikroebene, der Untersuchung des Dorflebens sowie der Haltung einzelner Persönlichkeiten, zu denen jegliche Angaben fehlen und die deshalb farblos bleiben, gewonnen. Eine weitere Schwäche der Publikation liegt darin, dass die Interpretationen an manchen Stellen oberflächlich bleiben oder geradezu milde erscheinen. Zum Beispiel, wenn Brassel-Moser die Entschuldigung eines Unterzeichners der «Eingabe der 200», er sei eben damals politisch naiv gewesen, für bare Münze nimmt (176). Abschnitte wie diese bedürften einer Ergänzung.

Bettina Zeugin (Basel)

**HANS-LUKAS KIESER (HG.)
DIE ARMENISCHE FRAGE
UND DIE SCHWEIZ (1896–1923)
LA QUESTION ARMENIENNE
ET LA SUISSE (1896–1923)**

CHRONOS, ZÜRICH 1999, 300 S., FR. 48.–

**JAKOB KÜNZLER
IM LANDE DES BLUTES
UND DER TRÄNEN
ERLEBNISSE IN MESOPOTAMIEN
WÄHREND DES WELTKRIEGES
(1918–1918), HG. UND EINGELEITET
VON HANS-LUKAS KIESER**

CHRONOS, ZÜRICH 1999, 200 S., FR. 34.–

Im Zentrum des Buchs «Die armenische Frage und die Schweiz» stehen die grausamen Verbrechen, die in den Jahren 1895 und 1915 am armenischen Volk verübt wurden. Bei den Pogromen von 1895 wurden über 100'000 Armenier umgebracht, 1915 kam es zum Genozid. Frauen und Kinder wurden deportiert und auf Todesmärsche Richtung Wüste geschickt, die Männer wurden meist schon zu Beginn niedergemetzelt. Dies alles geschah systematisch und von oben gesteuert, sodass in den ehemaligen armenischen Siedlungsgebieten im Osten der heutigen Türkei kaum mehr Spuren armenischer Präsenz auszumachen sind. Die Gründe, weshalb es dazu kam, sind komplex, einer liegt sicher im Wunsch der Armenier nach Reformen. Den Armeniern des osmanischen Reiches ging es um eine sichere, gleichberechtigte Zukunft, nach Jahrhunderten als Schutzbefohlene der herrschenden muslimischen Mehrheit. Zwar war es ihnen erlaubt, ihren christlichen Glauben ungehindert auszuüben, sie verfügten aber keineswegs über die gleichen Rechte wie ihre meist kurdischen Nachbarn und waren auch sonst in mancherlei Hinsicht benachteiligt. Eine wichtige Rolle für das Aufkommen der armenischen Emanzipations-

bestrebungen spielte der Aufschwung des Bildungswesens, der durch die amerikanischen Missionsschulen gefördert wurde. Diese fielen jedoch in eine denkbar ungünstige Zeit, in der das osmanische Reich sich verzweifelt dagegen wehrte, nicht ganz auseinander zu brechen. Als Reaktion auf das Ausbleiben der versprochenen Reformen formierte sich eine armenisch-revolutionäre Bewegung, die zahlenmässig zwar klein und wenig schlagkräftig blieb, aber deren symbolische Bedeutung umso grösser war. Es begann sich unter der muslimischen Bevölkerung die Meinung durchzusetzen, die Armenier hätten sich mit dem Ausland gegen das osmanische Reich verschworen, um es zu zerstören.

Der Herausgeber Hans-Lukas Kieser, promovierter Historiker mit Spezialgebiet moderne nahöstliche und türkische Geschichte, beschreibt in seinem Artikel «Betroffenheit, Aufbruch und Zeitzeugnis. Basels Verbindungen mit Urfa 1897–1922» anschaulich die Atmosphäre gegenseitigen Misstrauens und der Angst, die zum Nährboden für die schrecklichen Massaker wurde. Er rekonstruiert mit der Stadt Urfa einen Schauplatz der damaligen Ereignisse, wo auch einige Schweizer für Hilfswerke tätig waren. Eindrücklich und bewegend sind auch die im Anhang des Buches abgedruckten Quellen, die uns ein Fenster öffnen zu den Gräueln, die vor bald 100 Jahren verübt wurden. Das eindruckliche Zeugnis des Schweizers Jakob Künzler, der im Missionsspital in Urfa tätig war, ist im Buch *Im Lande des Blutes und der Tränen* des gleichen Herausgebers nachzulesen.

Die Kurden waren massgeblich sowohl an den Pogromen von 1895/96, als auch am Völkermord von 1915 beteiligt und hatten zuvor lange Zeit in enger Nachbarschaft zu den Armeniern gelebt. Hamit Bozarslan, kurdischer Historiker und Politologe, der heute in Paris lehrt,

beschäftigt sich mit den kurdoarmenischen Beziehungen. Er geht auf die Hintergründe der kurdischen Beteiligung an den Massakern ein. Durch die Schaffung eines türkischen Nationalstaats, der 1923 mit dem Vertrag von Lausanne in die Wege geleitet wurde, gehörten dann sowohl Kurden als auch Armenier endgültig zu den Verlierern.

Mit dem Trauma, welches das begangene Unrecht bei den Türken hinterlassen hat, setzt sich auf provokative Art und Weise Taner Akçam in seinem Artikel «Zur Tabuisierung geschichtlicher Themen in der Türkei» auseinander. Er fordert, die türkische Gesellschaft müsse auf die Couch, da man es bis heute versäumt habe, die Geschichte aufzuarbeiten. Die vorhandenen Publikationen in türkischer Sprache sind meist weit davon entfernt, sich kritisch mit der Vergangenheit auseinander zu setzen. Taner Akçam, der selbst Türke ist, wurde wegen seiner publizistischen Tätigkeit in der Türkei zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Es gelang ihm jedoch die Flucht und er lebt heute in Deutschland. Noch weit mehr als der Genozid am armenischen Volk von 1915 sind dessen Vorläufer, die Pogrome von 1895 in Vergessenheit geraten. Einen exzellenten Überblick über die Ereignisse und deren Hintergründe bietet Jelle Verheij, ein holländischer Historiker und Türkeiexperte. Er weist auf den reichen Quellenfundus hin, der zu diesen Massakern vorhanden wäre, und den es noch zu erschliessen gilt. Der Schock über diese furchtbaren Pogrome führte zu einer Internationalisierung der armenischen Frage. In der Schweiz lösten die Nachrichten über das Geschehene eine Welle der Solidarität unter der Bevölkerung aus, die in eine breite Volksbewegung mündete. Viele identifizierten sich mit jenem bedrohten christlichen «Bergvolk». Die Auseinandersetzung mit diesen und weiteren Verbindungslinien zwischen



der armenischen Frage und der Schweiz bildet den zweiten Schwerpunkt des Buchs.

Der Herausgeber Hans-Lukas Kieser charakterisiert in einem fundierten Artikel die philarmenische Bewegung der Schweiz und stellt deren wichtigste Exponenten vor. Christoph Dinkel liefert dazu mit einer Chronik der schweizerischen Armenierhilfe von 1896 bis in die Zwischenkriegszeit nützliche Ergänzungen. Deren Engagement illustrieren eindrücklich zwei Zahlen: Innerhalb eines Jahres (1896–1897) wurde eine Million Franken für die Armenier gespendet, was heute etwa 10 Millionen Franken entspricht. Zudem wurde eine Petition eingereicht, deren Unterschriftenzahl von mehr als 450'000 bis heute unerreich blieb. Unter anderem wurde darin der Bundesrat aufgefordert, im Namen der Schweizer Volks Partei für die Armenier zu ergreifen, und sich bei den grossen europäischen Nationen für eine Initiative zur Beendigung der Massaker einzusetzen. Die Mitglieder der Bewegung waren meist demokratisch, internationalistisch und antiimperialistisch motiviert, es existierte aber auch ein betont christlicher Diskurs, der teilweise Vorurteile rassistischer Art gegenüber dem Islam enthielt. Kieser weist darauf hin, dass dadurch in der Schweiz mentale Prägungen entstanden, die zum Teil bis heute andauern.

Genf bildete eines der wichtigsten Zentren des armenischen Exils, wo auch eine der drei führenden armenischen Parteien, die Hunchak gegründet wurde. Zwei Artikel des Buches setzen sich einerseits mit bedeutenden armenischen Persönlichkeiten auseinander, die ihre Spuren in Genf hinterlassen haben, andererseits bieten sie eine Übersicht über die rege armenische Publikationstätigkeit im Genfer Exil. Den Bemühungen und der Anteilnahme nichtstaatlicher Organisationen steht das Versagen der internationalen

Diplomatie in der armenischen Frage gegenüber, auch die offizielle Schweiz konnte sich zu keinem wirklichen Engagement in dieser Sache entscheiden. Mit diesen Aspekten beschäftigt sich der vierte Teil des Buchs. Seitens der Grossmächte bestand kein fundamentales Interesse, zu einer Lösung der armenischen Frage beizutragen, obwohl mehrere Möglichkeiten dazu bestanden hätten. Zu sehr standen eigene Interessen im Vordergrund, erst recht als sich die Bildung eines türkischen Nationalstaats abzuzeichnen begann. Angesichts der herrschenden Realitäten konnte auch der Völkerbund nichts ausrichten, da ihm die Mittel zur Durchsetzung seiner Resolutionen fehlten. Der Bundesrat seinerseits hütete sich, von seinem traditionellen Pfad der Vorsicht in der Aussenpolitik abzuweichen.

Das Buch enthält insgesamt zwölf Artikel in deutscher und französischer Sprache und einen Anhang mit Quellen. Es soll einen Beitrag gegen das Vergessen leisten und will zu weiteren Forschungen anregen, denn es ist eine Tatsache, dass bis heute in kaum einem deutschsprachigen Schulbuch vom Völkermord an den Armeniern die Rede ist, ganz zu schweigen von den türkischen.

Christina Genova (St. Gallen)

ANTONIA SCHMIDLIN
EINE ANDERE SCHWEIZ
HELPERINNEN, KRIEGSKINDER UND
HUMANITÄRE POLITIK 1933–1942

CHRONOS, ZÜRICH 1999, 428 S., 43 ABB., FR. 48.–

In der Nacht vom 25. auf den 26. August 1942 drang eine 40-köpfige Polizeipatrouille des Vichy-Régimes ins Kinderheim La Hille in Südfrankreich ein, das unter der Leitung des Schweizerischen Roten Kreuzes (SRK) stand. Die 22 über 16 Jahre alten jüdischen Ju-

gendlichen wurden ins Interniertenlager Le Vernet abgeführt, von wo sie in die Vernichtungslager deportiert werden sollten. Rösli Näf, die aus bescheidenen Verhältnissen stammende und äusserst rechtschaffene Directrice des Kinderheims, bestach einen Garagisten und gelangte so ins Lager. Inzwischen setzten Exponenten der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft für kriegsgeschädigte Kinder (SAK) in Frankreich bei Pétain alle Hebel in Bewegung, um die Jugendlichen zu retten. Rösli Näf blieb in den Baracken von Le Vernet und musste ohnmächtig zusehen, wie rund 400 Männer, Frauen und Kinder in Viehwagen verfrachtet wurden, nur die 42 Jugendlichen von La Hille wurden verschont und konnten schliesslich mit ihr zusammen zurück ins Heim. Die in der SAK engagierten Hilfswerke unternahmen alles, um die von ihnen betreuten jüdischen Kinder und Jugendlichen aus Frankreich in die Schweiz zu bringen, doch die Leiter des SRK blockten diese Bemühungen mit allen Mitteln ab. Edouard de Haller, Vertreter des Bundesrats im SRK, bezeichnete die Bereitschaft vieler Kreise, bedrohte Kinder aufzunehmen, abschätzig als «vague de générosité simpliste qui sévit dans le pays». Nach ihrer vergeblichen Intervention bei Hugo Remund, Oberst und Leiter der Kinderhilfe des Roten Kreuzes, plante Rösli Näf mit den Jugendlichen deren illegalen Übertritt in die Schweiz. Die Aktion wurde entdeckt und von Remund und de Haller dem Deutschen Roten Kreuz gemeldet, Rösli Näf entlassen. Ein Teil der Flüchtlinge von La Hille wurden an der Grenze zurückgewiesen und schliesslich ermordet.

Diese von der Autorin ausführlich dargestellte Aktion in Südfrankreich ist wohl der aufwühlendste Teil der 1999 im Chronos Verlag erschienenen Dissertation der Basler Historikerin Antonia

156 ■ Schmidlin, die in diesem Zusammenhang

die noch offene Forschungsfrage aufwirft, inwiefern die Schweizer Behörden mitverantwortlich waren dafür, dass jüdische Kinder und Jugendliche nicht aus Vichy-Frankreich ausreisen konnten. Sie stellt ihre Arbeit damit in engen Zusammenhang mit den in den letzten Jahren von der Unabhängigen Expertenkommission Schweiz – Zweiter Weltkrieg untersuchten Fragen. Als Schmidlin mit ihrer Untersuchung Anfang der 90er-Jahre begonnen hatte, konnte sie noch nicht wissen, welche gesellschaftspolitische Bedeutung dieser zukommen würde. Sie fügt der Hinterfragung des Eigenbilds der Schweiz von ihrer humanitären Tradition ein weiteres zentrales Kapitel hinzu. Zugleich zeigt Schmidlin, dass es diesen humanitären Einsatz von Organisationen und Personen durchaus gab, aber dass er von der offiziellen Schweiz wenig mitgetragen wurde. Die Kinderhilfe war für die Behörden ein wichtiger Baustein in der von ihnen praktizierten Politik im Rahmen der komplexen Machtkonstellationen der damaligen Schweiz, ein Vehikel in der Annäherung an die westlichen Alliierten, quasi als Kompensation für die enge wirtschaftliche Kooperation mit Deutschland. Daher musste die ursprünglich von privaten Organisationen und Gruppierungen getragene Kinderhilfe über das Rote Kreuz indirekt von Behörden und Bundesrat kontrolliert werden.

Der Beginn dieser Instrumentalisierung bildet denn auch die zentrale Zäsur zwischen den beiden Teilen des Buchs. Der erste Teil behandelt den Aufbau der Kinderhilfe durch die verschiedensten Organisationen. Es ist Schmidlin zuzustimmen, wenn sie die Definition der Kinderhilfe als «unpolitisches» Engagement in Frage stellt. Während sich die Behörden dem Lager von Franco zuneigten und sich dem nationalsozialistischen Deutschland anzupassen suchten, setzten sich die Hilfswerke vor allem für die be-



drohten Kinder aus dem republikanischen Lager und die Rettung jüdischer Kinder ein. Nichtschweizerische, nichtchristliche Menschen galten den Frauen und Männern grundsätzlich als schweizerischen und christlichen gleichwertig. Darin steckte nach Schmidlin ein oppositionelles Potential, wie das spätere Verhalten von Rösli Näf zeigte, auch wenn diese persönlich ihre Aktion noch 1993 als eine «unpolitische» verstand. Zur differenzierteren Einschätzung Schmidlins hat die Berücksichtigung des geschlechtergeschichtlichen Ansatzes massgeblich beigetragen. Frauen übernahmen praktische, aber auch organisatorische Funktionen, hatten jedoch auf der institutionellen Ebene kaum Mitbestimmungsmöglichkeiten, was sich dann nach der Unterordnung der Kinderhilfe unter das Rote Kreuz auswirkte.

Die Instrumentalisierung der Kinderhilfe für die Positionierung der Schweiz behandelt der 2. Teil der Arbeit. Die Behörden rückten vom Konzept der Kinder als «unschuldiger» Opfer ab, indem sie den Einsatz der nun ihnen unterstellten Hilfswerke für die jüdischen Kinder und Jugendlichen als Parteinahme werteten. Ihr Verständnis der Kinderhilfe als politischer Strategie kontrastierte scharf mit dem lebensweltlichen Engagement der in den Hilfswerken Arbeitenden. Mit der Kinderhilfe wurde 1942 die humanitäre Politik zu einem neuen Element nationaler Identität, die mit der Schweizer Spende für den Wiederaufbau nach Kriegsende ihre Fortsetzung fand. Sie war, so Schmidlins These, das Eintrittsbillet ins Europa der Nachkriegszeit.

Als unerlässliche Hilfe erweist sich bei der Lektüre die der Untersuchung vorangestellte Liste der vielen verschiedenen Hilfswerke und Gruppierungen und ebenso hilfreich sind die dem Werk angefügten Kurzbiografien der wichtigsten Exponentinnen und Exponenten.

Augenfällig wird damit auch die Bedeutung des Einsatzes von Frauen, die in der Geschichtsschreibung zum 2. Weltkrieg sonst als individuelle Personen nur wenig in Erscheinung treten. So ist die Arbeit auch aus frauengeschichtlicher Perspektive von Bedeutung. In den zwischen 1993 und 1994 geführten Interviews mit Betroffenen ist das emotionale Engagement äusserst spürbar und überträgt sich auf die Leserin und den Leser. Diese mündlichen Quellen ergänzen die umfangreichen Materialien aus den Archiven von Bund, Organisationen und Privaten. Schmidlin zögert nicht, in zum Teil äusserst minutiöser Weise einzelne Verhandlungsschritte nachzuzeichnen, um ihre These der Instrumentalisierung der Kinderhilfe zu belegen. Diese ist bis heute in der politischen Debatte um die Politik der Schweiz im 2. Weltkrieg noch kaum aufgegriffen worden.

Elisabeth Joris (Zürich)

**THE BEATE KLARSFELD
FOUNDATION
RECUEIL DE DOCUMENTS
DES ARCHIVES DU COMITE
INTERNATIONAL DE LA CROIX-
ROUGE SUR LE SORT DES JUIFS
DE FRANCE INTERNES ET DEPORTES,
1939–1945
PAR SERGE KLARSFELD AVEC LA
COOPERATION DE JEAN LEVY
PARIS, 1999, 2 VOL., 1014 P.**

Depuis des années, Serge Klarsfeld pourfend les semi-vérités érigées en dogme historique, les constats hâtifs, les affirmations partisans et polémiques sur les chiffres ou sur d'autres aspects précis de la déportation des Juifs de France. Dans cet esprit, ce recueil est né d'une interrogation: comment concilier la mauvaise réputation que s'est faite dès la fin de la

guerre le CICR, accusé de ne rien avoir tenté pour sauver les Juifs de l'extermination, avec le souvenir avéré de certains bienfaits de l'action de ce même CICR, notamment la protection étendue sur les prisonniers juifs français en Allemagne, qui ne furent pas envoyés à Auschwitz? En somme, reprenant la question posée par Jean-Claude Favez en 1988, il s'agissait de prouver qu'en ce qui concerne les Juifs de France internés et déportés, la mission n'avait pas été tout à fait impossible, ni tout à fait infructueuse.

Il faut utiliser ce recueil comme une mine de matériaux bruts pour explorer l'action humanitaire du CICR. Pour une interprétation de ces documents, ne serait-ce que pour comprendre l'organisation interne du CICR et de ses diverses agences et commissions, ainsi que des organismes qui lui étaient associés (sociétés nationales de Croix-Rouge, Ligue des Sociétés de la Croix-Rouge), et de la politique qui fut la leur – et ne fut pas toujours la même que celle du CICR –, il faudra se référer, entre autres, à l'étude classique de Jean-Claude Favez, *Une mission impossible?*, parue en 1988. Nous aimerions formuler une légère critique: elle concerne l'absence de toute description archivistique, table, registre ou index. Les documents sont simplement reproduits dans l'ordre chronologique, ce qui oblige l'utilisateur à partir en chasse de ce qui peut l'intéresser. La cote n'est pas indiquée, qui serait pourtant utile pour retrouver le contexte d'un document. Enfin, on ignore quel est le degré d'exhaustivité du dépouillement; une indication plus précise des fonds du CICR explorés aurait rendu grand service aux chercheurs.

En ce qui concerne la première catégorie de civils juifs nommés dans le titre, les internés, l'aide humanitaire effective dispensée par le comité de Genève est

158 ■ illustrée par des documents forts repro-

duits in extenso dans le recueil, comme les rapports du Dr Alec Cramer, envoyé à plusieurs reprises en qualité de délégué visiter les «camps de la honte» – selon la formule d'Anne Grynberg –, notamment en décembre 1940 et en septembre–octobre 1941; ou encore l'important rapport sur la situation alimentaire dans les camps de la zone non occupée, rendu le 1er juillet 1942 par la Commission d'hygiène du comité de coordination pour l'assistance dans les camps (comité de Nîmes) et communiqué au CICR. On y trouve également des renseignements précieux sur l'application du projet de 1934 dit de Tokyo (protection des civils de nationalité ennemie se trouvant sur le territoire d'un belligérant), et des détails concrets sur l'état sanitaire des camps, par exemple le camp d'internement de Saint-Cyprien, où sont rassemblés environ 4000 Juifs allemands ou autrichiens déportés de Belgique le 13 mai 1940: on notera le taux effarant de colibacilles d'origine fécale présents dans l'eau de la pompe desservant la cuisine, et qui, mieux que n'importe quel exposé historique, documente la misère physiologique des internés. On y apprend beaucoup de choses aussi sur les multiples liens latéraux qu'entretenait le CICR avec d'autres organisations préoccupées à divers titres par le sort des Juifs internés (Congrès Juif mondial, Conseil œcuménique des Eglises, Quakers, Consistoire israélite de France, communautés israélites de Suisse, etc.), et on y glane des renseignements utiles sur les circuits et la date d'apparition des informations.

En ce qui concerne l'autre catégorie de civils juifs dont on pouvait attendre la protection par le CICR, à savoir les déportés dans le cadre de la Solution finale, le recueil nous livre également beaucoup de pièces, comme les procès-verbaux des séances de la Commission de coordination (bureau politique du CICR) et l'origi-



nal de certains documents importants déjà cités et analysés, notamment la note du 24 septembre 1942 (Favez, 134 sq). Nous sommes amenés à suivre en filigrane l'interrogation sur le sort des déportés – non seulement de France, mais de toute l'Europe –, et les termes mêmes des documents, leur forme autant que leur fond, retiennent toute notre attention. On peut cependant douter que cette lecture, pour instructive qu'elle soit, nous puisse donner une image du rôle du CICR différente de celle construite par Favez, à savoir celle d'un CICR qui, devant les obstacles réels ou pressentis, renonce à son rôle politique en faveur d'un rôle strictement humanitaire, rôle qui se cristallise essentiellement dans l'envoi de colis alimentaires dans les camps.

Mission impossible? Réhabilitation du CICR? Le débat ne saurait être clos. Que pouvait réellement le CICR contre l'association de malfaiteurs – selon les termes du Tribunal de Nuremberg – représentée par la SS et le redoutable RSHA, commissariat allemand à la Sécurité de l'Etat, organisateur de la déportation et de l'extermination des Juifs d'Europe? Ou contre un Reich qui menaçait de se retirer des Conventions de Genève? Certains historiens considèrent aujourd'hui que, dans le contexte de l'extermination, chaque vie humaine sauvée a été un acte de résistance. En ce sens, l'aide aux internés du sud de la France et les rations caloriques dispensées par le million de colis envoyés (Favez, 148) ont été autant de petites missions accomplies.

Ruth Fivaz-Silbermann (Genève)

REGULA SCHIESS
WIE DAS LEBEN NACH DEM FIEBER
IN ZUSAMMENARBEIT MIT JUCA
UND GABOR MAGOS-GIMES

PSYCHOSOZIAL, ZÜRICH 1999, 555 S., FR. 89.–

Das vorliegende Buch stellt ein umfangreiches Oralhistory-Projekt dar: Die Psychoanalytikerin und Therapeutin Regula Schiess lässt das ungarisch-jüdische Ehepaar Juca und Gábor Magos-Gimes ihre Familiengeschichte erzählen. Die Autorin ergänzt den Erzählstrang des Interviews in chronologischer und thematischer Perspektive durch Aussagen anderer Zeitzeugen, durch kleinere historische Erklärungen und eingefügte Zitate aus zeitgenössischen Quellen sowie durch Bilddokumente. Das Buch spannt in drei Kapiteln einen Bogen vom Ende der österreichisch-ungarischen Monarchie bis zur Wende in Ungarn 1989. Es stellt gleichzeitig die Geschichte einer ungarischen Emigrantenfamilie in der Schweiz dar, wohin Juca und Gábor nach dem Einmarsch der sowjetischen Armee in Ungarn im November 1956 flüchteten. Seitdem lebten sie in Dübendorf in der Nähe von Zürich, – Gábor Magos verstarb Anfang 2000. Ihre Heimatstadt Budapest konnten sie erst zu Beginn der 80er-Jahre wieder besuchen, als die Schweizer Behörden nach mehrfacher Zurückweisung endlich ihrem Einbürgerungsgesuch stattgaben. Für Juca erfüllte sich damit der Wunsch, einen Status zu erhalten, der sie von den anderen Bürgern nicht unterschied und der ihr endlich ein Gefühl der Sicherheit gab – nach einem Leben im Fieber. Das Buch ist Zeugnis zweier bewegter Leben, die beide Zeitzeugen der Autorin in grosser Offenheit erzählen.

Der gemeinschaftliche Lebenslauf von Gábor Magos und Juca Gimes – sie lernten sich in den 30er-Jahren in Budapest kennen – enthält eine besondere

Spannung durch den unterschiedlichen politischen Hintergrund der Elternhäuser. Gábor wurde 1914 als Sohn einer jüdischen Ärztesfamilie geboren, die zum Christentum konvertiert war und einen bürgerlich assimilierten Haushalt führte. Während sich seine Eltern von Politik fernhielten, sympathisierte das jüdische Elternhaus von Juca mit der kommunistischen Bewegung. Schon zu Beginn der Horthy-Ära (1920–1944) wurden in Ungarn anti-jüdische Gesetze erlassen, die auch die Familie von Juca Gimes betrafen: Ab 1920 war nur noch eine beschränkte Anzahl Juden an die Hochschule zugelassen. Einzelne Juden wurden aus der Ärztesgesellschaft ausgeschlossen und der Lehrstuhl für Psychoanalyse aufgehoben. Jucas Mutter, Lili Hajdu, war eine der bekanntesten Psychoanalytikerinnen, die – trotz Repressionen – Entscheidendes zum Aufbau der Budapester Schule für Psychoanalyse beitrug. Sie und ihr Mann schlossen sich dem Galilei-Kreis an, in dem sich Budapests kritische Intelligenz im Umfeld der Universität zusammengefunden hatte. Ihr Haus war Treffpunkt für kritische Künstlerinnen und Künstler sowie Intellektuelle. Schiess gelingt es, anhand der Geschichte der Eltern von Juca über die biografischen Details hinaus die Geschichte der ungarischen Psychoanalyse mit zu erzählen, die sich trotz der anti-kommunistischen und antisemitischen Ausrichtung des Horthy-Regimes entscheidend weiterentwickeln konnte.

Ihr Studium der Agrarwissenschaften an der Technischen Universität Budapest konnten Juca und Gábor nicht abschliessen. Gábor wurde 1939 zur militärischen Ausbildung eingezogen und musste seinen jüdisch klingenden Familiennamen Schütz durch den magyarischen Namen Magos ersetzen. Er nahm am ungarischen Angriff auf Jugoslawien teil, konnte sich

160 ■ aber nach der Gleichschaltung Ungarns

im Jahre 1944 mit seinem Schwager Miklós Gimes zu den Partisanen Titos absetzen, um gegen die Nazis zu kämpfen.

Parallel dazu erzählt Schiess die schwierige Situation von Juca, die 1942 ihr erstes Kind gebar und in Budapest mit ihren Eltern in ständiger existenzieller Not lebte. Ihr Vater wurde im November 1944 von Pfeilkreuzlern abgeholt und deportiert: Er starb in einem der Lager. Nur durch Zufall entging Juca mit ihrem Kind und der Mutter einer Erschiessung: Ein Pfeilkreuzler, der die drei dem Erschiessungskommando überstellen sollte, erkannte in Lili Hajdu seine ehemalige Ärztin und liess die drei frei.

Die Nachkriegszeit stellt die weitaus interessanteste Passage des Buchs dar. Gábor und Juca traten der Kommunistischen Partei bei. Sie machte Karriere als Lehrerin an der Parteihochschule; er arbeitete im Innenministerium von Imre Nagy an der Bodenreform mit. Verdienst von Regula Schiess ist es, dass Gábor und Juca nicht nur Details ihrer Arbeit als Parteifunktionäre erzählen, sondern auch über die eigene Begeisterung für das damalige Regime berichten und diese in der Distanz reflektieren. Juca spricht darüber, wie sie sich im Sinn der «revolutionären Wachsamkeit» engagierte, Denunziationen befürwortete und selbst Bespitzelungen vornahm. Erst während der Säuberungswelle nach Stalins Tod 1953 begannen Juca und Gábor an dem repressiven System zu zweifeln. Mit seinem Schwager Miklós Gimes beteiligte sich Gábor schliesslich als demokratischer Reformkommunist an der Seite von Imre Nagy aktiv an der Revolution von 1956. Beim Einmarsch der sowjetischen Armee floh Juca mit ihrer Schwägerin und den Kindern über Wien in die Schweiz. Gábor konnte ihnen noch rechtzeitig folgen. Traumatisch ist noch heute für Juca die Erinnerung an den 17. Juni



1957: Über das Schweizer Radio erfuhr sie von der Hinrichtung ihres Bruders Miklós. Ihre Mutter, die in Budapest zurückgeblieben war, um in der Nähe des inhaftierten Sohnes zu sein, lebte nun einsam und zurückgezogen bis sie ihr Leben zwei Jahre später durch «Freitod» beendete.

Als Genugtuung beschreiben Juca und Gábor ihre nach der Wende durchgeführte Rehabilitation und öffentliche Ehrung in Budapest. Eindringlich ist auch die Schilderung der Rehabilitation von Imre Nagy und seinen Gefährten wie Miklós Gimes, denen 1989 in Budapest ein Staatsbegräbnis ausgerichtet wurde. Dem staatlichen Akt zur Vergangenheitsbewältigung kommt in der persönlichen Familiengeschichte die Bedeutung als Trauerarbeit zu.

Die Schilderung des Emigrantenlebens im dritten Teil des Buchs ähnelt dem, was andere über ihren Alltag als Ausländerinnen und Ausländer in der Schweiz zu berichten wissen. Gábor und Juca konnten sich zwar einigermaßen in den Schweizer Arbeitsalltag eingliedern, litten aber unter der allgegenwärtigen Fremdenfeindlichkeit. Erschwert wurde ihre Situation durch den ständigen Kommunismusverdacht, den Schweizer Behörden gegen sie hegten und die lange Verzögerung ihres Einbürgerungsverfahrens. Davon zeugen die Dokumente der Bespitzelung und Überwachung, die sie aufgrund der Fichenaffaire in den 90er-Jahren einsehen konnten und die zum Teil im Buch abgedruckt sind.

Die Verbindung der politischen Geschichte mit dem so aktiven und vielschichtigen Leben des Ehepaars Magos-Gimes macht die Lektüre des Buchs spannend. Regula Schiess bezeichnet ihr Textverfahren als «schriftlichen Film».

Diese Technik macht das Buch zwar lebendig, doch manche Schnitte erfolgen etwas abrupt. Es fragt sich, ob es reicht, historische Bilder gegeneinander zu schneiden und für sich selbst sprechen zu lassen. Die Vermittlung der verschiedenen Ebenen hätte vermutlich mehr Klarheit geschaffen. Eine Systematik in der Titelsezung ist nicht erkennbar: Schiess verwendet für jeweils wenige Seiten Zwischentitel, deren Bezug zum Text wenig überzeugt: So steht unter dem Titel «Kriegsjahre» ein Bericht Jucas über ihre naturwissenschaftlichen Recherchen und eine Skizze von Insekten. Der Abschnitt schliesst mit sechs Zeilen zu Hitlers Blitzkrieg, die sich auf Andreas Hillgrubers Werk (*Der 2. Weltkrieg*, 1982) beziehen. Ein letzter «Schliff» fehlt, der etwas mehr narrative Stringenz und eine Kürzung von zuweilen weitschweifig referierten Episoden ermöglicht hätte. Letztlich ist es ein nicht ganz einfaches Unterfangen, so ausführlich dargestellte Gespräche nur mit knappen historischen Ergänzungen präzise in die Weltgeschichte einzubetten. An mancher Stelle wäre ein differenzierterer Umgang mit historischer Literatur und der Einbezug des neuesten Forschungsstands wünschenswert gewesen. Die ungarische Historiografie präsentiert sich heute durchaus vielfältig, wie beispielsweise die Bibliografie von Holger Fischer (*Eine kleine Geschichte Ungarns*, Frankfurt a. M. 1999) zeigt. Die besondere Qualität des Buchs von Schiess liegt nicht in seiner Aussagekraft als historische Darstellung, sondern in dem spezifischen Blick, welchen die Psychologin Schiess auf das Schicksal des Ehepaars Magos-Gimes zu werfen vermag.

Tanja Hetzer (München)